

Gesellschaftsformen

[GFN]

Vorbemerkungen

Wirtschaft, Politik und Religiosität
Zeitgenössische Sichtweisen
um den Beginn des ersten Kreuzzuges

Reisen. Leid und Hoffnung

Todes Ruhm - Ruhmes Tod
Schlaun und das Mittelalter

Bilder des Mittelalters
in der deutschen Geschichtswissenschaft
während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

#

Vorbemerkungen

[VB_GF]

Gesellschaft sei eine Kleingruppen übergreifende, auf ein begrenztes Spatium (einen begrenzten Raum und eine begrenzte Zeit) bezogene Mehrzahl von Menschen.* Eine solche Gesellschaft stellt sich als Einheit dar, insoweit ihre Verhaltensweisen aufeinander bezogen, koordiniert sind, ein Gefüge bilden. Doch ist dieses locker, von Spannungen und Abgrenzungen durchzogen.

Eine Gesellschaftsform sei ein Aspekt einer Gesellschaft, zum Beispiel Handel, Wissenschaft, Stadt. Gesellschaftsformen lassen sich als Gefüge sozialer Verhaltensweisen beschreiben.

Verhaltensweisen sind Tun und Unterlassen, Erleiden, Fühlen und Denken. Soziale Verhaltensweisen sind Verhaltensweisen zwischen Individuen oder gesellschaftlichen Gruppen.

* Spatium/.

→ Verhaltensweise-A/ •

Im Folgenden liegt ein Schwerpunkt auf drei Gruppen von Sachverhalten, die als Gesellschaftsformen aufzufassen sind: auf Wirtschaft, Politik und Religiosität.

Darüber hinaus geht es um Verhaltensweisen, die in hohem Maße mehrere Gesellschaftsformen durchscheinen lassen: um Reisen, um die Entfaltung von Weltbildern, um das Betreiben von Geschichtswissenschaft.

→ Alltag-A/ Geschichte-D/; Stadtbeschreibung-B_S2; Weltbild/
Geschichtswissenschaft/

Wirtschaft sei verstanden als ein Verhalten, das materielle Güter hervorbringt, beschafft, erwirbt und verwendet. Materielle Güter sind die Rohstoffe, die als solche für Menschen verwendbar sind oder aus denen für Menschen verwendbare Güter hergestellt werden, die außermenschlichen Energieträger, aus denen für das Wirtschaften Energie bezogen wird, und die Produkte, die aus diesen Rohstoffen und Energieträgern hergestellt werden. Zwischen dem Hervorbringen materieller Güter (durch Produktion oder durch Erzeugung von Bedürfnissen) und ihrem Verwenden (durch Konsumption oder Nutzung) liegt der Bereich des Beschaffens und Erwerbens (der Verteilung und des Handels). Wirtschaft beruht auf den Beziehungen zwischen Menschen und der außermenschlichen Natur, soweit sie die Basis des Wirtschaftens ist.*

* Wirtschaft/.

Politik sei verstanden als ein Verhalten, das im Rahmen der Möglichkeiten, die sich in einer Gesellschaft und für sie in anderen Gesellschaften als aktualisierbar zeigen, Entscheidungen für diese Gesellschaft vorbereitet, herbeiführt, durchsetzt oder ausführt. In einer gegebenen Lage kann Politik mit Aussicht auf Erfolg nur im Rahmen aktualisierbarer Möglichkeiten getrieben werden. Sie zeigen sich nicht allein in der Gesellschaft, die eine Politik trägt, sondern auch in anderen Gesellschaften, zu denen Verweisungen führen. Politik beruht auf Entscheidungen, die Menschen mit dem Anspruch treffen, für eine Gesellschaft zu handeln.

* Verfassung/.

Religiosität sei verstanden als ein Verhalten, das Menschheit und die ihr zugängliche Natur übersteigt. Menschheit ist die Gesamtheit der menschlichen Lagen, auch der möglichen und der allgemeinmenschlichen Lagen.* Natur ist die außermenschliche Welt, soweit sie dem Tun von Menschen zugänglich ist.** Religiosität, objektiviert zu einem Gefüge von Lehren: Religion, übersteigt Menschheit und die ihr zugängliche Natur, indem sie einen kosmischen oder göttlichen Zusammenhang sieht. Religiosität beruht auf der Erfahrung, dass Menschen, auch Gesellschaften, und die ihnen zugängliche Natur nicht für sich bestehen können, auf dem Versuch, zu den denk- oder erlebbaren Grenzen einer Gesellschaft und der ihr zugänglichen Natur zu gelangen.

* Humanität-A/.

** Natur-A/.

##

Wirtschaft, Politik und Religiosität

Zeitgenössische Sichtweisen um den Beginn des ersten Kreuzzuges

[Wirtschaft_GF]

Vor dem ersten Kreuzzug: Adam von Bremen

Zwischenbemerkung

Religiosität: Frutolf von Michelsberg

Politik: Die anonyme Geschichte des ersten
Kreuzzuges

Wirtschaft: Guibert von Nogent

Schlussbemerkung

#

Vor dem ersten Kreuzzug: Adam von Bremen

[Adam-B_GF]

Die Zeit, in der Adam, der Leiter der Domschule zu Bremen, seine Hamburgische Kirchengeschichte schrieb, um das Jahr 1074, lenkt den Blick auf Bruchzonen. Es sind die Anfangsjahre des Investiturstreits. 1076 wurde König Heinrich IV. von Papst Gregor VII. gebannt. Und es sind die Jahre der Sachsenkriege, des Kampfes König Heinrichs IV. mit sächsischen Fürsten und Adligen. In einer umfassenden sozial- und geistesgeschichtlichen Betrachtung gehören diese Jahre in die Anfänge eines Zeitalters, in dem sich geistliche und weltliche Verhältnisse gegeneinander abgrenzen, in dem sich weltliche Ansprüche in gesteigertem Herrschaftsstreben, geistliche Ansprüche in Kirchenreformen zusammenballen, in dem sich Ritterschaften und städtische Bürgergemeinden formieren, in dem Wissenschaft, zumal als Scholastik, aufblüht, in dem außereuropäische Welt deutlicher ins Bewusstsein der lateinischen Christen auch nördlich der Alpen und Pyrenäen tritt. Etwa zwei Jahrzehnte, nachdem Adam von Bremen seine Hamburgische Kirchengeschichte schrieb, rief im Jahre 1095 Papst Urban II. zum ersten Kreuzzug auf.

Wie in der Hamburgischen Kirchengeschichte Adams von Bremen Wirtschaft, Politik und Religiosität sich zueinander verhalten, sei am Beispiel des Kapitels III 23 seines Geschichtswerkes dargestellt.* In diesem Kapitel berichtet Adam über ein Gespräch mit dem König von Dänemark, Sven Estridson, und schließt daran moraltheologische Erwägungen.

* Adam-B_h, 166 / 356f.; Quellen_GH, Nr. 10.

Adam lässt den Dänenkönig, den er für sehr vertrauenswürdig hält, im Gespräch äußern, die Slawenvölker hätten längst zum christlichen Glauben bekehrt werden können, wenn dem nicht die Habgier der Sachsen hinderlich gewesen wäre. Deren Sinn neige mehr dazu, Steuern einzuziehen als Heiden zu bekehren. Durch Habgier hätten sie den christlichen Glauben beeinträchtigt, durch Brutalität die Unterworfenen zum Aufruhr getrieben, und nun forderten sie nur noch Geld. Gerechterweise geißele Gott die Sachsen, indem er über sie Leute mächtig werden lasse, die er sich dazu habe verhärten lassen. Wenn die Sachsen allein Glauben forderten, wären die Heiden schon gerettet und lebten die Sachsen in Frieden.

Adam von Bremen kommt auf die Behinderung der christlichen Mission im Slawenland östlich und nördlich der Elbe zu sprechen, als er das Wirken des Erzbischofs Adalbert von Bremen (gestorben 1072) für die christliche Mission beschreibt. In diesem Zusammen-

hang stellt Adam dar, wie freundlich slawische Fürsten dem Christentum und dem Bremer Erzbischof gesonnen gewesen seien; da aber, als es innerhalb des slawischen Liutizenbundes zu kriegerischen Auseinandersetzungen kam, hätten weltliche Fürsten, unter ihnen der Herzog von Sachsen, eingegriffen und, ohne Rücksicht auf die christliche Mission zu nehmen, Tribute erhoben und Kriegsbeute gemacht.

Hier geht es nicht darum, dass Adam Sachverhalte parteilich beschreibt - er nimmt für die Missionspolitik des Erzbischofs von Bremen und gegen die Territorialpolitik des Herzogs von Sachsen Stellung, unter den Liutizenvölkern stehen ihm die von der bremischen Mission erfassten Circipanen näher als die Tollenser und Redarier; sondern hervorgehoben sei die Verwendung von Gedanken und Begriffen, die auf die Verhaltensbereiche Politik, Wirtschaft und Religiosität hinweisen.

Politik erscheint Adam von Bremen nicht von vornherein als verwerflich. Das Bild des Dänenkönigs Sven Estridson ist positiv getönt. Er erscheint als vertrauenswürdig. Geschickt setzt Adam ihn, den Politiker, ein, um die Politik des Herzogs von Sachsen zu kritisieren. Wird also Politik nach politischen Kriterien beurteilt? Politik, wie Sven Estridson und durch ihn und über ihn hinaus auch Adam von Bremen sie versteht, zielt nicht nur auf eine weltliche Ordnung, die als Frieden charakterisiert ist; sondern Politik bedeutet zugleich Ausbreitung des Christentums.* Geschichte stellt Adam sich so vor, dass Menschen durch ihr Tun andere zum rechten Glauben bewegen. Welcher Art ist ihr Tun? Es ist leitbildhaft das friedliche Wirken der Missionare. Dass die politische Ordnung so beschaffen sein muss, dass durch sie die Bekehrung zum Christentum gefördert wird, ist die Voraussetzung, von der Adam und die Worte, die er Sven Estridson in den Mund legt, ausgehen. Der Einsatz physischer Gewalt, das Mittel des Krieges, ist nicht grundsätzlich ausgeschlossen; aber Krieg soll dem Ziel der christlichen Mission untergeordnet sein. Der Vorwurf, der sich gegen die Politik des Sachsenherzogs richtet, ist: Seine Politik nützt nicht der christlichen Mission und dem mit ihr verknüpften Seelenheil des Menschen. Die Brutalität physischer Gewalt dient nur noch weltlichen Zwecken, dem Einziehen von Steuern, der Habgier. Die von dieser Art Politik Betroffenen haben das Recht, sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Die göttliche Ordnung lässt den Verteidigungskrieg gegen unrechte Machthaber zu. Dass sich Menschen gegen das Christentum und gegen christliche Herrscher verhärten, bewirkt Gott, um Christen für ihr unrechtes Tun zu strafen. Die Bekehrung der Nichtchristen erscheint Adam nur möglich, wenn die Christen sich bekehrt haben. Angestrebt ist ein Dasein der Menschheit auf einer höheren Ebene der Moral und des Glücks. Dieser Zustand ist mit dem Wort "Frieden" angedeutet. Strukturelle Gewalt, die in Frieden enthalten ist, bleibt in Adams Gedanken noch verborgen. Frieden soll mit der politisch gestützten Wahrheit des Christentums ausgebreitet werden. Wenn

Politik auf dieses Ziel nicht mehr hingeordnet ist, erscheint sie Adam als verwerflich, ist sie von Brutalität und Habgier gezeichnet.

* Christentum-A_S2.

Wirtschaft stellt sich in dem Text Adams undifferenziert dar. Nur unter dem Aspekt der Begehrlichkeit und der Habsucht, eng verbunden mit der Brutalität unrechter Politik, erscheint wirtschaftlicher Erwerb. Auch an anderen Stellen seines Geschichtswerkes rügt Adam Habgier: Aus Habgier, nämlich durch die Forderung übermäßiger Abgaben, hätten die Verwalter des Erzbistums Bremen die Kaufleute, die aus allen Ländern der Welt nach Bremen gekommen seien, aus dieser Stadt vertrieben. Auch Bischöfe, welche flüchtigen Ruhm und Gewinn, Völlerei und Bequemlichkeit über ihre geistlichen Pflichten stellten, tadelt er. Nur gegenüber einer Sozialgruppe unterbleiben die Abgrenzungen asketischer Religiosität: gegenüber den Kaufleuten. Abweichend von anderen Theologen, rügt Adam an ihnen Habgier nicht. Überwiegend blickt er wohlwollend auf sie und beschreibt bisweilen ihre Handelsplätze und ihre Waren. Allein im religiösen und politischen Bereich ist er darauf bedacht, das asketische Ziel der äußeren Mission gegen Wirtschaft abzugrenzen. Wirtschaftliches Verhalten wird hingenommen, wo es die Ausbreitung des Christentums fördert oder ihr doch nicht schadet.

Religiosität ist für Adam christliche Religiosität. Sie übersteigt die Gesellschaft Adams von Bremen nicht nur, indem sie sich auf den einen Gott richtet, sondern auch als das Bemühen um äußere Mission. An der Bekehrung zum christlichen Glauben misst Adam die Gesellschaft und die Menschheit. Verhalten, das auf dieses Ziel zustrebt, wird gerühmt; Verhalten, das diesem Ziel entgegensteht, wird vernachlässigt oder getadelt. Mit Christen befasst Adam sich, um ihr der Mission nützliches oder schädliches Verhalten darzustellen. Nichtchristen interessieren Adam, weil sie Christen werden wollen. Die christliche Mission erfordert, dass auch die Christen sich bekehren; sie müssen die der Mission schädlichen Eigenschaften abstreifen. So setzt Adam Maßstäbe, die von der äußeren Mission bestimmt sind, die aber zugleich die Organisation der christlichen Kirche insgesamt und das Verhalten von Christen, von Geistlichen und von Laien, bestimmen sollen. Mission, das Bemühen um die Bekehrung der Heiden, erfordert geballte Aktivität. Adam hat nicht eine beschauliche Religiosität vor Augen, auch nicht eine christliche Aktivität, die sich auf das Innere der Kirche beschränkt oder gar auf weltliche Macht richtet. Die auf weltliche Politik zielenden Aktivitäten des Erzbischofs Adalbert von Bremen fordern Adams scharfe Kritik heraus. Adalbert erscheint ihm als hochmütig und maßlos: Er sei stolz auf seine adlige Herkunft und aufgeblasen durch seine hohen Würden am Königshofe. Um weltliche Herrschaftsrechte erwerben zu können, habe er sogar goldene Kreuze der Bremer Kirche einschmelzen lassen.

Adam hat also als Leitbild das asketische Leben des Missionars vor Augen, der sich für die Ausbreitung des christlichen Glaubens einsetzt. An diesem Ziel werden Politik und Wirtschaft gemessen. Die Ziele weltlicher Politik müssen den geistlichen Zielen der Mission untergeordnet sein. Der Luxus, der durch Fernhandel ausgebreitet wird, zum Beispiel durch den Handel mit wertvollen Pelzen, erregt Adams Kritik. Gegen Prunkentfaltung und Habgier stellt er das Leitbild der Bedürfnislosigkeit, der, wie er gehört hat, sogar Nichtchristen seiner Zeit, zum Beispiel Samländer und Preußen, anhängen. Dass gleichwohl Adam den Fernhandel treibenden Kaufleuten freundlich begegnet, liegt wohl daran, dass sie ihm als Leidensgefährten des Missionars und als Informanten wichtig sind. Wie der Missionar, so ist auch der Kaufmann darauf bedacht, in fernen Ländern unter friedlichen Bedingungen seiner Tätigkeit nachzugehen. Beiden ist ein geschätzter Wert die als Gastfreundschaft verstandene Humanität ferner Völker. Und nicht zuletzt von seefahrenden Kaufleuten stammen die Kenntnisse über die dem Christentum zu erschließenden Gebiete Skandinaviens und des Ostseeraums, die Adam in seinem Geschichtswerk mitteilt.*

* Kirchengeschichte_88; Einführung_91, 22ff.

#

Zwischenbemerkung

Nicht nur der modernen Geschichtswissenschaft, sondern auch der mittelalterlichen Geschichtsschreibung lag der Versuch nahe, aus Ereignissen der Jahre um 1095/96 den ersten Kreuzzug herzuleiten. Im Folgenden hebe ich drei Faktoren hervor, die Geschichtsschreiber, welche um 1100 über den ersten Kreuzzug schrieben, betonten: den religiösen, den politischen und den wirtschaftlichen.

#

Religiosität: Frutolf von Michelsberg

[Frutolf-M_GF]

Der Mönch Frutolf, Prior des Klosters Michelsberg bei Bamberg, schloss im Jahre 1099 oder wenig später seine Chronik ab.* Sie sucht die gesamte ihm zugängliche Weltgeschichte, von der Erschaffung des Menschen bis mindestens zum Jahre 1099, mit einem Schwerpunkt auf der Geschichte des römischen Reiches, dem auch die deutschen Könige als römische Kaiser zugeordnet werden, darzustellen. Überwiegend reiht Frutolf im annalistischen Schema, Jahr für Jahr, knappe Mitteilungen über Vorgänge rein faktischer Art, ohne sie zu kommentieren. Nur selten holt er weiter aus, erläutert exkurshaft oder berichtet ausführlicher. Die letzten Ereignisse, die er verhältnismäßig ausführlich darstellt, sind die des ersten Kreuzzuges. Die auf Erklärungsmuster hinweisenden Zusammenhänge, die Frutolf berücksichtigungswert schienen, sind teils unmittelbar aus seinen Aussagen, teils aber nur aus den Auswahlprinzipien, auf denen sie beruhen, und aus der Anordnung der mitgeteilten Sachverhalte zu erschließen.

* Frutolfs und Ekkehard's Chroniken und die anonyme Kaiserchronik, 1972, hg. v. F.-J. Schmale u. I. Schmale-Ott, 1972 (FSGA, A 15), 48-121, bes. 106ff.

Frutolf berichtet zum Jahre 1096 von Vorzeichen, welche die Welt hervorgebracht habe, und schließt daran den Bericht über die bewaffneten Scharen, die in Richtung Jerusalem zogen, um das Heilige Grab und christliche Kirchen von den Türken, das sind die Seldschuken, zu befreien. Einen ursächlichen Zusammenhang stellt Frutolf ausdrücklich her: Nachrichten, die Türken (die Seldschuken) bedrängten die östliche Christenheit und verwüsteten ihre Kirchen, hätten diejenigen ereifert, die zum Kreuzzug aufbrachen. Nicht die Aggression der Seldschuken, die von Frutolf als tatsächlich angenommen wird, verursacht den Kreuzzug, sondern die Nachrichten über sie lösen ihn aus. Für Frutolf fließen diese Nachrichten mit der Tatsächlichkeit ihres Inhalts in eins. Die Aggression der Seldschuken muss betont werden, weil sie den Grund für einen gerechten Krieg gegen sie bietet.

Nicht ausdrücklich, aber durch die Auswahl und die Akzentuierung der Aussagen stellt Frutolf einen Bezug zwischen dem Beginn des ersten Kreuzzuges und Vorzeichen her. Der Zusammenhang lässt sich so erläutern: Die Geschichte der Menschen ist nicht ein isolierter Vorgang, sondern ist ein Teil der Geschichte der göttlichen Schöpfung. Innerhalb ihrer bestehen zwischen der Natur und den Menschen Verbindungen derart, dass wichtige, zumal als Katastrophen zu begreifende Veränderungen der menschlichen Geschichte sich in zeitweiligen ungewöhnlichen Veränderungen auch der Natur ankündigen. Die erste Phase des ersten Kreuzzuges, die in Niederlagen der Kreuzfahrer

einmündete, stellte sich Frutolf als Katastrophe dar; Gott geißelte sein Volk. Erst der Sieg des Ritterheeres in der zweiten Phase des ersten Kreuzzuges ließ für Frutolf die katastrophischen Züge des Beginns verblassen. Vorzeichen, die auf eine Katastrophe hindeuten, häufen sich im Bericht Frutolfs vor dem Beginn der ersten Phase des ersten Kreuzzuges. Ein ungewöhnliches Zeichen in der Sonne, für sich genommen, könnte die schlichte Mitteilung eines astronomischen Sachverhalts sein, wie Frutolf auch Mondfinsternisse beachtet. Die genaue zeitliche Bestimmung lässt in solchen Fällen auch sein Interesse an Zeitrechnung erkennen. Dass Gott die Menschheit wegen ihrer Sünden straft, dieses Motiv wird durch die Aufnahme des Gerüchtes verstärkt, die Welt, nämlich die von Gott erschaffene Welt, habe verschiedene Vorzeichen hervorgebracht. Obwohl Frutolf nicht zu erkennen gibt, wie er sich zu der Tatsächlichkeit dieser Vorzeichen stellt, nimmt er doch das Gerücht auf und verleiht, indem er es an die Mitteilung des Zeichens in der Sonne anfügt, diesem eine gesteigerte Bedeutung. Schon in den Jahren vor 1096 häuft Frutolf in seiner Chronik Nachrichten über Katastrophen, nämlich zu 1092 bis 1094 über Seuchen, Himmelserscheinungen, auffällige Klimaschwankungen, Kriege. Todbringende Seuchen, ungewöhnliche Schwankungen der Witterung und Himmelserscheinungen verknüpfen sich zu Indizien des göttlichen Zorns auf die sündige Menschheit und zu Vorzeichen weiteren Unheils. Als ein solches stellt sich auch die erste Phase des ersten Kreuzzuges dar. Doch beschreibt Frutolf den Beginn des Kreuzzuges so, dass die zweite Phase des Kreuzzuges vorweggenommen ist. Nicht nur einfaches Volk sei aufgebrochen, sondern auch Adlige, ja - entgegen unserer Kenntnis - auch Könige seien beteiligt gewesen. Das breite soziale Spektrum und die Plötzlichkeit des Aufbruches betonen die unheimlichen Züge, die auf die Katastrophe hinführen. Wie die Welt unheil kündende Vorzeichen hervorbringt, so erscheint der Kreuzzug als ein die irdische Welt überspannendes, globales Unternehmen.

Der erste Kreuzzug wird also von Frutolf aus religiösen Ursachen erklärt, zum einen aus dem Eifer der römischen, abendländischen Christen, der östlichen Christenheit gegen Angriffe von Nichtchristen zu Hilfe zu kommen, zum anderen aus dem strafenden Wirken Gottes als einem Kontext menschlichen Handelns. Auch späterhin wird das Handeln einzelner Fürsten religiös motiviert: Herzog Gottfried von Lothringen sei, von tiefem Glauben erfüllt, zum Kreuzzug aufgebrochen. Politische Motive verbergen sich für Frutolf hinter militärischen Kategorien, zum Beispiel kriegerischer Tüchtigkeit, wirtschaftliche Motive hinter Vorzeichen Gottes, zum Beispiel Ernte vernichtenden Unwetters. Ein soziales Spektrum ist angedeutet; doch wird es nicht herangezogen, um den Beginn des ersten Kreuzzuges zu erklären, sondern nur, um die weltgeschichtliche Bedeutung des Ereignisses zu betonen. Dagegen sind der Aufruf Papst Urbans II. zum Kreuzzug und die an ihn sich anschließende geistliche Kreuzzugspropaganda nicht ausdrücklich erwähnt; sie mögen allenfalls in den erwähnten Gerüchten über die Bedrängnis der östlichen

Christenheit anklingen. Frutolf von Michelsberg, der den Beginn des ersten Kreuzzuges aus der Ferne erlebt, scheinen vor allem die sozial nicht differenzierten religiösen Motive der Kreuzfahrer beachtlich und ihre Einbindung in den Zusammenhang der Welt, der göttlichen Schöpfung.*

* Einführung_91, 179f.

#

Politik: Die anonyme Geschichte des ersten Kreuzzuges

[Kreuzzug_GF]

Die anonyme Geschichte des ersten Kreuzzuges (unter dem Titel "Histoire anonyme de la première croisade" herausgegeben), auch unter dem Titel "Taten der Franken und anderer Jerusalemfahrer" ("Gesta Francorum et aliorum Hierosolimitanorum") bekannt, enthält hauptsächlich die um 1101 abgeschlossenen, in lateinischer Sprache gehaltenen Memoiren eines unteritalienischen Kriegers, wahrscheinlich eines normannischen Ritters, der an dem Kreuzzug des Normannenherrschers Boemund von Tarent teilnahm.* Während der Verfasser in den ersten drei Kapiteln über den Beginn des Kreuzzuges in Frankreich, über den Aufruf Papst Urbans II. und über die Heereszüge nach Konstantinopel und teils nach Kleinasien nur aufgrund des Hörensagens lückenhaft und unpersönlich berichtet, schildert er von Kapitel 4 an, weithin als Augenzeuge, zunächst den Aufbruch der Normannen aus Italien (1096):

* Histoire anonyme de la première croisade, ed. L. Bréhier, 2^e éd. Paris 1964 (Les classiques de l'histoire de France au moyen âge 4), hier 18-22 [mit französischer Übersetzung]; Gesta Francorum et aliorum Hierosolimitanorum, ed. R. Hill, London 1962, hier 6-9 [mit englischer Übersetzung].

Während der Normanne Boemund Amalfi belagere, erfahre er, ein großes Heer der Franken sei auf dem Wege zum Grabe des Herrn und bereit zum Kampf gegen die Heiden. Er erkunde, wie dieses Heer bewaffnet sei, welches Feldzeichen es mit sich führe und welche Parole verwendet werde. Ihm werde berichtet, sie führten zum Krieg geeignete Waffen mit sich, trügen als Zeichen das Kreuz Christi und ihre Parole sei: "Gott will es!" Daraufhin lasse Boemund, "vom Heiligen Geist bewogen", einen wertvollen Mantel aus seinem Besitz zerschneiden und seine Stücke als Kreuze austeilen. Der größte Teil der Ritter, die an der Belagerung Amalfis beteiligt seien, schließe sich ihm an. Gründlich vorbereitet, begeben sich Boemund auf den Zug zum Heiligen Grabe.

Der anonyme Verfasser führt, wie hinsichtlich der anderen Kreuzfahrer, so auch hinsichtlich Boemunds den Entschluss zur Teilnahme am Kreuzzug auf ein religiöses Motiv zurück. Doch lassen die Sprache und die Schwerpunktsetzungen im Gedankengang militärisches Verhalten als das Zentrum politischen Verhaltens erkennen. Die Ausdrücke für Krieg und Kampf sind besonders zahlreich und vielfältig. Typische Verhaltensweisen von Kriegern treten in der Terminologie hervor, zum Beispiel Proviant beschaffen und Beute machen. Die Plötzlichkeit des Entschlusses Boemunds erklärt der Verfasser durch das Wirken des Heiligen Geistes. Dass nun die meisten Krieger Boemund zuströmen, bedarf für den Autor keiner besonderen Erklärung; der Entschluss Boemunds scheint die

anderen zu motivieren - aber warum? Verstärkt der religiöse Rahmen: das Bekenntnis zu Christus, das Heilige Grab in Jerusalem als Ziel, der Kampf gegen Heiden, die Motivation zur Teilnahme? Oder sieht die militärische Elite der Normannen plötzlich lohnendere politische Ziele als die Belagerung Amalfis? Der Autor äußert sich dazu nicht ausdrücklich. Doch sind die Wertschätzungen des Kriegers deutlich, sobald er über den Heereszug Boemunds berichtet. Aus dem unteritalienischen Herrschaftsbereich Boemunds setzen die normannischen Kreuzfahrer über zu einem noch als Teil Bulgariens bezeichneten, heute zu Albanien gehörigen Küstenstreifen. An ihm interessiert, dass diese Landschaft reichlich Proviant bietet. Und in der ersten Heeresversammlung muss Boemund seinen Kriegern einschärfen, nicht schon in christlichen Regionen Beute zu machen. Boemund übernimmt also wenigstens oberflächlich das christliche Konzept; doch liegt darunter das mächtige Motiv des Beutemachens. Die Teilnahme an dem Kreuzzug verspricht größeren Gewinn als die Belagerung Amalfis. Dass die namentlich genannten vornehmen Normannen, die mit Boemund das Meer überqueren, als seine Gefolgsleute bezeichnet werden, bedeutet: Boemund trägt die Kosten dieses Kriegszuges; er ist der militärische Führer, der ein gewinnversprechendes Unternehmen betreibt.

Der weitere Verlauf des Kreuzzuges Boemunds, wie er sich in der anonymen Geschichte darstellt, lässt das Bestreben der normannischen Krieger, in besetzten Gebieten Beute zu machen, bisweilen sogar in Gegensatz zu den Erfordernissen militärischer Sicherheit geraten. Vernachlässigt erscheint in der Darstellung des Autors der Konflikt mit Byzanz. Das normannische Reich in Unteritalien war während des 11. Jahrhunderts in Auseinandersetzung mit dem byzantinischen Reich entstanden. Boemund selbst hatte es bereits um 1082 jenseits des Adriatischen und des Ionischen Meeres, in Thessalien, bekriegt. Nicht unverborgen geblieben sein kann den Normannen, die sich zum Kreuzzug entschlossen, dass der Zug in den byzantinischen Herrschafts- und Einflussbereich führte. Ging doch der Zug der Kreuzfahrer, so auch der Normannen, zunächst nach Konstantinopel. Der normannische Kreuzzug, vom anonymen Autor als ein religiös getöntes, jedoch überwiegend militärisches Unternehmen beschrieben, ging hervor aus dem politischen Entschluss Boemunds und seiner Gefolgsleute, ein gewinnträchtiges militärisches Unternehmen im byzantinischen Einflussbereich zu betreiben. Um dieses Unternehmens willen waren Boemund und seine Gefolgsleute bereit, die Belagerung Amalfis aufzugeben und sich in den christlichen Rahmen dieses als Kreuzzug deklarierten Krieges einzufügen.*

* Einführung_91, 175ff.

#

Wirtschaft: Guibert von Nogent

[Guibert-N_GF]

Die anonyme Geschichte des ersten Kreuzzuges, wie sie um 1101 vorlag, wurde bald danach, um das Jahr 1108, durch den Abt Guibert von Nogent (bei Laon) ergänzt und stilistisch überarbeitet.* Er wandelte den Titel des Werkes von "Taten der Franken" ("Gesta Francorum") zu "Taten Gottes durch die Franken" ("Gesta Dei per Francos") ab und betonte so, dass die Kreuzfahrer im Einvernehmen mit Gottes Willen, als seine Werkzeuge handelten. Mit der Veränderung des Titels war die verstärkte religiöse Akzentuierung klargestellt; doch war Guiberts Sichtweise vielfältig genug, dass er auch Sachverhalte, die sich der religiösen Begründung nicht unmittelbar einfügten, berichtete. Er ordnete die Kreuzzüge in die jahrhundertelange Konfrontation der westlichen und der östlichen Christenheit, der christlichen und der islamischen Religion ein. Er verstärkte das Gewicht des Kreuzzugsaufrufes Papst Urbans II. Ähnlich wie der anonyme Autor die normannischen Kreuzfahrer von der Belagerung Amalfis, so lässt Guibert die französischen Kreuzfahrer von Fehden und Raubzügen innerhalb Frankreichs sich dem Kriegszug für Christus zuwenden. Doch, anders als der Mönch Frutolf und fern der militärischen Perspektive des anonymen unteritalienischen Autors, erwähnt Guibert auch die wirtschaftlichen Begleitumstände des ersten Kreuzzuges (Buch 2, Kapitel 6):

* Guibert von Nogent, Gesta Dei per Francos. In: Recueil des Historiens des Croisades, Historiens Occidentaux, t. 4, Paris 1879, S. 119-260, hier bes. 2, c. 6.

Als auf dem Konzil zu Clermont im Jahre 1095 Papst Urban II. (zum Kreuzzug) aufgerufen habe, gebe es in allen Gegenden Frankreichs viel Beifall. Jeder, der davon erfahre, sporne seine Nachbarn und Angehörigen an, den "Weg Gottes" zu geloben. Nicht nur den höfischen Adel, sondern auch die Ritter mittleren Standes und sogar die Armen gelüste es, teilzunehmen. Niemand kümmere sich um die Geringfügigkeit der Einnahmen und Sorge sich um den ertragreichen Verkauf seiner Immobilien; jeder verkaufe zu geringem Preis. Zu dieser Zeit mangle es an Agrarprodukten; dies verursache auch bei den Wohlhabenderen Notlagen, weil, selbst wenn reichlich Waren zum Kauf verfügbar seien, kaum jemand etwas habe, womit er kaufen könnte. Viele Arme nährten sich wegen Brotmangels von Kräuterwurzeln. Während sie Hunger litten, fürchteten die Wohlhabenderen, ihr Reichtum werde leichtfertig verschleudert, und verhielten sich sparsam. Die Habsüchtigen freuten sich, dass die Zeiten Wucherzinsen günstig seien, und überlegten, was die gespeicherten Agrarprodukte, wenn sie diese zu hohem Preis verkauften, ihren Geldbergen hinzufügen würden. - Da zerbreche die donnernde Stimme Christi die Fesseln der Begierde, in welche die Menschen verstrickt seien. Viele böten Warenmengen wohlfeil zum Verkauf an, um ihren Aufbruch (zum Kreuzzug) zu

beschleunigen. Der Mangel an Getreide verkehre sich in Überfluss. Es sei also ein Wunder zu sehen: Alle kauften ihren Reisebedarf teuer und verkauften den Gegenwert der Unkosten billig. Was kurz vorher weder Gefängnis noch Folter aus ihnen hätte herauspressen können, koste nun nur wenig. Und nicht weniger lächerlich sei, dass diejenigen, die bis dahin gar nicht reisen wollten und über den Ausverkauf der anderen lachten und behaupteten, diese würden arm davongehen und ärmer zurückkehren, am nächsten Tage plötzlich für wenig Geld all ihre Habe verkauften und mit denen aufbrächen, die sie verlacht hätten.

Guibert von Nogent beschreibt also zunächst eine typische wirtschaftliche Situation seiner Zeit: Mangel an Agrarprodukten, besonders Getreide, führt einerseits zu Hungersnöten, Preissteigerungen, Verarmung, andererseits zu Handelsspekulation, Wucher, Bereicherung. Mit dem plötzlichen Aufbruch zum Kreuzzug tritt das wirtschaftliche, auf Subsistenz oder auf Profit gerichtete Streben zurück hinter der Absicht, die Teilnahme am Kreuzzug zu finanzieren. In dieser neuen Lage bricht Profitgier in sich zusammen - sei es, dass die Gesinnung der Menschen sich ändert, sei es, dass das Überangebot an Waren die Preise verdirbt. Der Kontrast der Einstellungen, das Umschlagen von Habgier zu Askese, von Not in Subsistenz, empfindet der Geschichtsschreiber als lächerlich. Die menschliche Desorientierung, die mangelnde Konsistenz, die offenbare Widersprüchlichkeit des menschlichen Verhaltens erscheint als lächerlich, nicht das Wirken Gottes (Christi). Denn Gott (Christus) ist es, der den Umschwung bewirkt. Und dieser Umschwung ist nur in einigen seiner menschlichen Erscheinungsweisen lächerlich. Auf Gott bezogen, erscheint der plötzliche Wandel als ein Wunder. Gott greift in das armselige oder eitle Leben der Menschen ein, gibt Anstöße, die wirtschaftliche Kategorien außer Kraft setzen, lässt Menschen, die noch heute übereinander spotten, morgen zu einer einheitlich handelnden Gruppe werden. Wirtschaftliche Wandlungen werden von Guibert von Nogent anschaulich beschrieben und auch in ursächliche Zusammenhänge gebracht, doch letztlich aus dem Wirken Gottes, aus religiösen Antrieben erklärt. Das Lächerliche am Handeln der Menschen, dass sie zwar Gott nachstreben, aber sich dessen, was mit ihnen geschieht, nicht bewusst sind, wirkt aus der Sicht Gottes, der in der Unvollkommenheit menschlichen Tuns die gute Absicht erkennt, als eine Bekehrung. Als eine solche, als die wunderbare Wende von einer wirtschaftlich zu einer religiös motivierten Existenz, beschreibt Guibert von Nogent den Beginn des ersten Kreuzzuges.*

* Einführung_91, 179f.

#

Schlussbemerkung

Die Beispiele aus der mittelalterlichen Geschichtsschreibung vor und zum ersten Kreuzzug zeigen: Religiöse Erklärungsmuster, die religiöse Einstellung von Menschen, das Wirken Gottes, das Wirken des Papstes als eines religiös-kirchlichen Repräsentanten, werden bevorzugt; aber Spielraum für andere Akzentuierungen, für politische und wirtschaftliche Zusammenhänge bleibt verfügbar.

Weniger deutlich als Kategorien der Religiosität und der Politik sind diejenigen wirtschaftlichen Verhaltens in mittelalterlicher Sprache ausgeformt. Jenseits der Begriffe arm und reich, Geiz und Habgier ist die Versuchung groß, auch wirtschaftliche Sachverhalte in eine religiöse Terminologie zu kleiden.

Adam von Bremen hätte Kreuzzüge in den Missionsraum des Erzbistums Hamburg-Bremen, nach Skandinavien oder gegen Slawen, nicht befürwortet. Waffengewalt gegen Slawen zu gebrauchen, auch wenn sie als abtrünnig und aufständisch erschienen, wäre für ihn schon deshalb nicht zu vertreten gewesen, weil er ihre Aufstände in den Jahrzehnten um 1000 für begründeten Widerstand gegen die unrechten Forderungen und Handlungen christlicher Fürsten hielt.

##

Reisen

Leid und Hoffnung

[Reisen_GF]

Reisen zu können, reisen zu dürfen, räumlich mobil zu sein, erscheint Menschen einer hochindustrialisierten Gesellschaft leicht als eine Selbstverständlichkeit. Vor ihr verzerrt sich vorindustrielle, überwiegend agrarwirtschaftliche, so auch mittelalterliche Gesellschaft, leicht zu Statik und Sesshaftigkeit. In den Vordergrund rückt der an die Scholle gebundene hörige Bauer, der seinem Grundherrn Dienste und Abgaben leistet.

Doch sollte dieses vordergründige Bild nicht den Blick verstellen auf die Vielfalt des Reisens, die im Mittelalter möglich und nötig war, auch nicht auf soziale Wandlungen, die vom 4. zum 16. Jahrhundert räumliche Mobilität voraussetzten und nach sich zogen.

Die Ränder des europäischen Mittelalters, das hier in grober Abgrenzung verstanden sei als das Jahrtausend zwischen 500 und 1500 nach Christus, erscheinen als Zeitalter des Reisens: als die Zeiten der "Völkerwanderung" und der "Entdeckungen". Um den Anfang des Mittelalters, vom 4. bis ins 11. Jahrhundert, verlagerten und dehnten sich Völker, Stämme oder doch Teilgruppen ihrer über weite Räume Europas und des Mittelmeerraums, so Hunnen und Ungarn, Goten und Franken, Slawen und Balten, Araber und Normannen. Um das Ende des Mittelalters, im 15. und 16. Jahrhundert, begannen Seereisen, von Kastilien und Portugal, dann auch von anderen, dem Atlantik zugewandten Reichen Europas ausgehend, Küstenzonen des Atlantik und der anderen Ozeane politisch und wirtschaftlich zu erfassen.

Zwischen diesen großen, mit reisenden Menschengruppen verbundenen Wandlungen von Herrschafts- und Wirtschaftsräumen hebt sich vor allem eine Zeit des Reisens hervor: das 11./12. bis 13. Jahrhundert als die Zeit der "Kreuzzüge" und der "Ostsiedlung". Die Kreuzzüge entsprachen dem Aufstieg des Papsttums in der römischen Christenheit und seinem Ausgreifen auf die griechisch-orthodoxe Welt, aber auch der Verdichtung der Bevölkerung und Siedlung in Europa. Die Ostsiedlung war Teil einer umfassenderen Konzentration ländlicher Siedlungen und des Aufblühens von Städten - Zeichen einer wachsend arbeitsteiligen und räumlich mobilen Gesellschaft.*

* Kolonisation_LS; Wirtschaft_GF.

Vom 12. zum 15. Jahrhundert vervielfachten sich die Formen räumlicher und sozialer Mobilität: in mannigfachen Spielarten bäuerlicher Freiheit, auf die auch Versuche schärferer Reglementierung hinwiesen; in der Entfaltung eines Fernhandels, der zunehmend von Handelskontoren und exportorientierten Agrar- und Gewerbebetrieben bestimmt war; in den Bettelorden zunächst der Franziskaner und der Dominikaner, die sich mit besonderem Eifer der Seelsorge, der Mission, auch der Ketzerverfolgung zuwandten; in den Universitäten, die als Zentren höherer gelehrter Bildung erwachsen und von weit her Menschen anzogen; in Gesandtschaftsreisen, Kriegszügen und im Umherschweifen arbeits- und herrenlos gewordener Söldner.

Der Versuchung, das Mittelalter für ein Jahrtausend bäuerlicher Sesshaftigkeit und sozialen Stillstands zu halten, muss also begegnet werden. Reisen, zeitlich begrenztes, weite Räume überstreichendes, auf Ziele gerichtetes Sichbewegen von Menschen und Menschengruppen, zugleich Veränderung sozialen Verhaltens, auch des Glaubens, Denkens und Wissens, gab es zu allen Zeiten des Mittelalters. Zahl und Art der Reisen vermehrten sich spätestens seit dem 12. Jahrhundert.

Der Inbegriff des Reisens waren durch das Mittelalter hin, besonders seit dem Aufkommen des Rittertums, Kriegszüge - wie denn der "Reisige" einen berittenen Krieger meint. Die Vielzahl von Kriegszügen diente dem Aufbau politischer und wirtschaftlicher Verfügungsgewalt, jeweils auf Kosten anderer.* Kriegszüge - neben den Reisen von Missionaren - breiteten, vom Frankenreich und vom deutschen Reich ausgehend, vom 6. bis zum 13. Jahrhundert das Christentum aus - wie auch der Islam durch Kriegszüge politischen Herrschaftsraum gewann. Religionen, die einen einzigen Gott verehrten, begünstigten die Hinordnung großer Herrschaftsräume auf einen einzigen Fürsten oder König. Weiträumige, sich verstärkende zentrale Herrschaft schien geeignet, die Eigenmächtigkeit regionaler Kriegszüge einzuschränken. Je mehr Kriege und Fehden als Missstände erschienen - mit dem Durchdringen des Christentums und seiner Friedensvorstellungen, mit dem Anwachsen des Fernhandels und seines Friedensbedarfs - desto mehr wurde Anwendung physischer Gewalt auf höherer politischer Ebene monopolisiert und nur noch als Drohung und letztes Mittel eingesetzt.

* Verfügungsgewalt_A; Subsistenz_A.

Fernhandel riss in Europa, auch nördlich der Pyrenäen und Alpen, zu keiner Zeit völlig ab. Er wuchs mit zunehmender Bevölkerungsdichte und steigend arbeitsteiliger Wirtschaft. Besonders seit dem 11. Jahrhundert strebten Märkte und Städte auf. Je mehr Fernhändler in großen Städten politische Herrschaft an sich zogen, desto mehr konnten diplomatische Reisen und Handelsreisen sich ergänzen. Freizügigkeit in rechtlicher Ausformung trat in Privilegien für Kaufleute besonders früh hervor: als ihr Recht, von

einem Wohnsitz überall hinzugehen und zu ihm von überall her zurückzukehren, als das Recht, weite politische Räume ungehindert oder doch mit kalkulierbarer Abgabenbelastung zu durchziehen. Eine Vielzahl von Privilegien, von Geboten und Verboten, auch Landfriedensgesetze und -bündnisse, schützten die Reisen von Fernhändlern - Hinweise auf Gefahren, die ihnen gleichwohl von Raub und Recht drohten.

Um dieselbe Zeit, als Freizügigkeit von Kaufleuten sich breiter und schärfer ausformte, um das 11. Jahrhundert, war die Mehrzahl der Bauern in Minderfreiheit abgesunken, hatte sich über sie eine Schicht von Grund- und Gerichtsherren erhoben: Adlige, Fürsten, auch Kirchen. Die Fernhändler sahen sich in einer Gesellschaft, die arbeitsteilig in Bauern und Krieger gegliedert war, gegründet auf bedächtig gleichförmige Sesshaftigkeit, geprägt von politisch gezieltem Einsatz physischer Gewalt.

In dieser Umwelt konnten Vergnügungs-, Bildungs- oder vergnügliche Bildungsreisen nicht gedeihen. Reisen war eher Abenteuer. Doch erklärt "Abenteuerlust" nicht das Reisen, sondern verschleiert durch die Betonung des Lustvollen nur die leidvolle Gefahr. Den Reisenden trieb Notlage oder Notwendigkeit, Ungenügen oder Habgier von seinem Aufenthaltsort hinweg und zog ihn an einen anderen Ort irdischer oder jenseitiger Hoffnung. Reisen waren überwiegend "Geschäftsreisen": die Reise eines Herrschaftsträgers oder seines Beauftragten durch seinen Herrschaftsbereich, die Reise eines Gesandten, der Kriegszug von Reisingen, die Handelsfahrt eines Kaufmanns oder seines Beauftragten, die Reise von Geistlichen zum Zwecke der Mission, der Seelsorge, der kirchlichen Organisation. Wo der Reisende seinen bisherigen Wohnort dauerhaft hinter sich ließ, war Reise Flucht vor Not oder Suche nach einem besseren Leben. So entzogen in einem weltlichen Sinne Bauern sich durch Flucht in eine Stadt ihrem Herrn; so entgingen in einem geistlichen Sinne Asketen ihrer vertrauten, unwirtlichen Welt. Zu sehr war der Reisende Unbilden der Natur ausgeliefert, die durch bescheidene technische Vorkehrungen allenfalls zu mildern waren. Zu sehr war er Fehden oder Räubereien ausgesetzt. Es bedurfte eines starken Antriebs, sich auf eine abenteuerliche Fahrt einzulassen. Und wer sich auf Abenteuer einließ, hatte meist Beweggründe im Rücken und Ziele vor Augen, die anders als abenteuerlich waren.

Die weiträumige Herrschaft eines Königs oder eines Fürsten überformte nur leicht eine Vielzahl regionaler Herrschaften. Der Herrscher eines Reiches konnte sie nur kontrollieren, wenn er durch sein Reich zog. Es gab für ihn bevorzugte Aufenthaltsorte, aber keine Residenz. Bevorzugt wurden Aufenthaltsorte, die in Regionen gesicherter Herrschaft lagen oder in denen Herrschaft erst durchgesetzt oder gefestigt werden musste, Regionen jedenfalls, die den Herrscher und sein Gefolge oder sein Heer mit wirtschaftlichen Gütern versorgen konnten.

Die wichtigste Form, Streitigkeiten durch Verhandlungen zu regeln, war, bevor seit dem 15. Jahrhundert ständige Gesandtschaften eingerichtet wurden, Gesandte aus bestimmtem Anlass und mit bestimmtem Ziel auf den Weg zu schicken. Ihre Unverletzlichkeit wurde durch das Mittelalter hin rechtlich ausgeformt. Auf "Völkerrecht" (ius gentium) begründet, als ein für alle oder für die meisten Menschen verbindliches Recht, erschienen die Unverletzlichkeit der Gesandten wie auch die Freizügigkeit der Kaufleute, zumal seit dem 11. Jahrhundert.* Je mehr seitdem das Papsttum innerhalb der römischen Christenheit und über sie hinaus zentrale Funktionen an sich ziehen konnte, um so mehr bedurfte es der Gesandten, der Legaten. Sie handelten im Auftrage des Papstes, nahmen auch Schutz- und Gerichtsaufgaben wahr. Zu Kreuzzügen, zu bewaffneten Pilgerfahrten in den Orient, zum Kampf gegen Heiden, aber auch zum Kampf gegen christliche Gruppen innerhalb Europas, die sich Ansprüchen der römischen Klerikerkirche verschlossen, die als Abtrünnige oder als Ketzer galten, riefen Päpste und ihre Legaten seit dem 11. Jahrhundert auf. Als Missionare und Ketzerverfolger (Inquisitoren) reisten Mönche der Bettelorden, wie sie im 13. Jahrhundert entstanden, Dominikaner und Franziskaner, nicht nur im Auftrage ihres Ordens, sondern auch im Auftrage von Päpsten.

* iusg_ML.

Durch das Mittelalter hin - lange, bevor die zentrale Macht des Papsttums wuchs, und weiterhin - richteten Pilgerfahrten sich auf eine Vielzahl Seelenheil verheißender Orte. Unter ihnen ragten in Palästina Jerusalem, in Italien Rom und an der Nordküste der Pyrenäenhalbinsel Santiago de Compostela hervor. Das Christentum und die Organisation der römisch-christlichen Kirche drangen bis ins 14. Jahrhundert von Süden und Westen über den größeren Teil Europas vor und strahlten ins islamische Afrika und bis nach China aus.

Die Hauptzeit der Ausbreitung des römischen und griechisch-orthodoxen Christentums, auch der Missionsreisen, erstreckte sich bis ins 11. Jahrhundert. In diesem Jahrhundert war der größere Teil Europas, auch Osteuropas, wenigstens oberflächlich, von den Herrschern und ihrem engeren Umkreis her, christianisiert.* Die Ausbreitung des Christentums ging einher mit der Stärkung politischer und wirtschaftlicher Verfügungsgewalt christlicher oder christianisierter Herrscher.

* Europa_S2.

Anstöße, auch den Orient in die römische Christenheit einzubeziehen, kamen auf zwei Wegen: durch die Spaltung in die griechische und die römische Kirche, wie sie besonders nachhaltig 1054 entstand, und durch das Vordringen nichtchristlicher Völker, besonders der Seldschuken, der Mongolen und der osmanischen Türken. Das Vordringen der Seldschuken gab im späten 11. Jahrhundert einen Anlass zum ersten Kreuzzug. Seit dem

14. Jahrhundert richteten sich Kreuzzüge und Kreuzzugspläne gegen die Osmanen, die über den Balkan nach Ungarn vordrangen. Dazwischen lag im 13. Jahrhundert die Phase, in der Mongolen Schlesien und Kleinasien erreichten. In den 1240er Jahren wurde die mongolische Expansion Papst Innozenz IV. und Kaiser Friedrich II. als eine Gefahr bewusst. Nun setzte - auf rhetorischer und diplomatischer Ebene - der Kampf gegen die Mongolen, die Ta(r)taren, ein. Friedrich II. stellte sie in Rundschreiben, die er an Fürsten Europas sandte, als wild und unmenschlich dar,* als ein Volk, das den entlegensten südöstlichen Ländern der Erde entstamme, das aus den Tiefen der Hölle, des "Tartarus", hervorgebrochen sei und in sie hinabgestürzt werden würde. Papst Innozenz IV. schickte auf verschiedenen Wegen, durch Russland und durch das Mittelmeer, Franziskaner und Dominikaner als Gesandte zu Herrschern der Mongolen, um ihre Absichten zu erkunden und ihre Herrscher für das Christentum zu gewinnen. Das Überzeugtsein von der Wahrheit des Christentums verband sich mit dem hochmütigen Anspruch des Christen, die Unterwerfung Andersgläubiger unter seine Religion und unter den Papst erwarten zu dürfen; allenfalls mit der Bereitschaft, den Nichtchristen durch begrenzte Anpassung an ihre Sitten, auch durch Erlernen ihrer Sprachen entgegenzukommen.**

* Humanität-F_S3.

** WMN; Knien_AS.

Bauern, die Grundherren unterworfen waren, konnten ihre soziale Lage durch Freilassung oder durch Flucht bessern. Die Freilassung eines hörigen Bauern hatte zur wesentlichen Folge die Freizügigkeit: dass er in allen Städten und Dörfern, wie es ihm gut schien, wohnen durfte, dass er in irgendeines Herren Land ziehen konnte, wo er sich am allerbesten zu ernähren und zu behelfen wusste. Durch die Flucht entzogen Bauern sich einer grundherrlichen Obrigkeit in der Hoffnung, anderswo, zum Beispiel in dünner besiedelten ländlichen Regionen oder in Städten, bessere wirtschaftliche Bedingungen anzutreffen. Karikaturhaft wird das Unabhängigkeitsstreben von Bauern deutlich an einer kleinen Geschichte, die im 15. Jahrhundert der Kölner Kartäuser Werner Rolevinck überliefert. Sie mag sich ähnlich ereignet haben; aber sie verliert nichts von ihrer typischen Bedeutung, wenn sie damals erfunden worden ist.

Der Edelherr Ludolf von Steinfurt (um 1400, im Münsterland) hatte eine Pilgerfahrt nach Palästina unternommen. Auf der Rückreise landete er in Venedig. Dort fand er zu seiner Verwunderung ein Haus, an dem das steinfurtische Wappen angebracht war. Er erfuhr, der Eigentümer sei früher sein Eigenhöriger gewesen; jetzt sei er einer der angesehensten und reichsten Bürger der Stadt. Doch der ehemalige steinfurtische Hörige warnte Ludolf, in Venedig vor Gericht Ansprüche auf ihn geltend zu machen. Man würde darin gleichsam ein Verbrechen gegen die Ehre des Patriziats sehen und den Edelherrn enthaupten. Vorzuziehen sei es daher, wenn der Edelherr ihn, den ehemaligen Eigenhörigen, als seinen Verwandten ausbebe. Ludolf fügte sich darein. Man lud sich

gegenseitig zu Festen und tauschte Geschenke aus. Der Eigenhörige erschien einem adligen Herrn gleichgestellt.*

* Westfalen_67: Die Bauern.

Die Hoffnung auf ein besseres Leben, im politischen und wirtschaftlichen oder im religiösen und wissenschaftlichen Sinne, ging in Reise ein und wurde mit Vorliebe in einem städtischen Zentrum geortet, wo viele Reisende, Meinungen und Kenntnisse zusammenkamen. Wer es unternahm, Hoffnungen auf die Einheit der Religionen und die religiös-politische Einheit der Menschheit in die Form eines literarischen Gespräches zu kleiden, setzte es gern in Beziehung zu großen Städten, in denen Orient und Okzident sich berührten: zu Venedig (so um 1600 das Bodin zugeschriebene "Colloquium heptaplomeres"), zu Jerusalem (so im 15. Jahrhundert Nikolaus von Kues),* zum ägyptischen Alexandria (so im 14. Jahrhundert Boccaccio). Mit Hoffnungen verbunden waren berühmte Städte wie auch die noch unbekannt Ränder der Welt: wo die Kontinente in Inseln sich auflösten, wo Fabelwesen / monstra, zwischen Mensch und Tier, den Menschen auf sich selbst und über sich hinaus verwiesen.** Träume und Erfahrungen, gewoben aus wiederbelebter literarischer Überlieferung und aus den Berichten Reisender, bereicherten seit dem 11. Jahrhundert das europäische Bild der außereuropäischen Welt und regten das methodische Nachdenken über sie an. Aus ihm ging zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Anfang der modernen Sozialutopie hervor: der Bericht über die Gesellschaft der Insel Utopia - unbekannter Lage -, verbunden mit Kritik an europäischen Sozialverhältnissen, den Thomas Morus einen fiktiven Weltreisenden sprechen ließ.***

* Gebel_n, 134ff.; Gebel_s.

** Erdgestalt_SK.

*** Accipe_83.

[Der Artikel erschien unter dem Titel "Reisen im Mittelalter" zuerst in: Journal für Geschichte 1, 1979, Heft 4]

##

Todes Ruhm - Ruhmes Tod

Schlaun und das Mittelalter

[Ruhm_GF]

Die Kulturgeschichte der Menschheit, Gesellschaft und Alltag einschließend, ist für den Historiker nicht leicht darzustellen. Die Vielfalt der Kulturen erzeugt Verwirrung; der Versuch, "primitive" und "höhere" Kulturen zu unterscheiden, verführt zu Selbstüberschätzung und verleitet zu Blindheit gegenüber dem Fremdartigen. Die geschichtsphilosophische Reduktion der Geschichte der Menschheit auf Fortschritt und Verfall erweist sich als zu einfach. Schon das Konzept, eine begrenzte Zahl von Kulturen in ihren Beziehungen - in Verweisungen aufeinander und in Abgrenzungen gegeneinander - durch die Weltgeschichte hin zu verfolgen, wie es der Saeculum-Weltgeschichte zugrunde liegt, stößt auf große Schwierigkeiten der Realisierung. Am Beispiel der Beziehungen zwischen dem Christentum und dem Islam sind diese leicht zu erahnen. Schon die Einsicht in die Vielfalt des Christentums und des Islams erfordert eine große geistige Anstrengung.

Ein bescheideneres Vorhaben ist, innerhalb eines Kulturkreises Vergleiche verschiedener Epochen anzustellen. Aber auch dies stößt auf Schwierigkeiten. Ein übliches Schema, die europäische Geschichte in Epochen zu gliedern, ist seit dem 17. Jahrhundert die Trias Antike - Mittelalter - Neuzeit. Während aus der Antike allezeit seit dem frühen Mittelalter Leitbilder zu finden waren und die Neuzeit leicht zur Moderne verklärt wurde, zeigen sich besondere Probleme einer gerechten Bewertung gegenüber dem Mittelalter. Der Begriff "Mittelalter" ist, wie leicht zu erkennen, einer Verlegenheit entsprungen; es ist das mittlere Zeitalter zwischen der Antike und der Neuzeit. Schon seit dem 14. Jahrhundert bahnte sich in Europa die Vorstellung an, dass zwischen der Antike und der Moderne sich ein "finsternes" Zeitalter befinde. Die "Renaissance" erschien als eine Wiedergeburt der Antike in der Moderne. Die Vorstellung vom "finsternen Mittelalter", verbunden mit einem naiven Fortschrittsglauben, hat sich bis heute in der Alltagssprache gehalten - und dies, obwohl schon seit der Zeit der Romantik die "Finsternis" des Mittelalters einer mit Wärme und Geborgenheit assoziierten Dunkelheit gewichen war. Dies war eine emotionale Voraussetzung für den Aufstieg der wissenschaftlichen Erforschung des Mittelalters im 19. Jahrhundert. Inzwischen wissen wir einiges mehr von der Finsternis der Moderne. Daher fällt es umso leichter, im Mittelalter auch lichte Züge zu entdecken.

Das von mir gewählte Thema "Schlaun und das Mittelalter" liegt nicht nahe. Johann Conrad Schlaun, der spätbarocke Baumeister, hat sich wesentlich durch barocke Vorbilder bestimmen lassen. Dass Bauzeugnisse der Gotik, zum Beispiel in Wien der Stephansdom oder in Paris die Kirche Notre Dame, ihn beeindruckt hätten, dafür gibt es keinen Hinweis. Auch die gotisierenden Züge des Paderborner Jesuitenbarocks blieben ohne Einfluss auf ihn. Aber Vergleiche erfordern nicht, dass die verglichenen Sachverhalte aufeinander eingewirkt hätten. Die Fragestellung "Schlaun und das Mittelalter" ergibt sich also nicht zwingend aus der Biographie Schlauns, ist aber aus meiner Biographie zu erklären, weil ich einerseits ein Schüler des Schlaungymnasiums war und als solcher eine größere Hausarbeit über ein Spätwerk Schlauns, das Schloss zu Münster, geschrieben habe und weil ich andererseits Professor für Mittelalterliche Geschichte geworden bin.

Ich beschränke mich in dem folgenden Vergleich darauf, eine Auswahl aus dem Programm der Bauskulpturen an den Fassaden des Schlosses zu Münster auf mittelalterliche Vorstellungen rückzubeziehen - um die Eigenart sowohl des spätbarocken Bildprogramms als auch einiger Vorstellungen des Mittelalters zu verdeutlichen.* Die Frage, wieweit dieses Programm auf Johann Conrad Schlaun, wieweit auf den Bildhauer Joseph Ignatius Feill zurückgehe, lasse ich am Rande; es ist zu vermuten, dass Schlaun, soweit die Entwürfe nicht von ihm stammen, die Entwürfe Feills gebilligt hat. Der Bildschmuck des Schlosses zu Münster, dessen Bedeutungen im Einzelnen nur durch den Rückgriff auf literarische Quellen, zum Beispiel auf die "Metamorphosen" Ovids, zu entschlüsseln sind, stellt unter anderem in verschiedenen Varianten die Trias Leben - Tod - Unsterblichkeit / Ruhm dar. Um die Vergänglichkeit ins Bewusstsein zu heben, werden mehrere zyklische Zeitabläufe dargestellt: die Folge der Monate / Tierkreis-zeichen, der Tageszeiten, besonders oft, in verschiedenen Varianten, die Reihe der vier Jahreszeiten. Die Tageszeiten, teils auch die Jahreszeiten werden jenseits der zyklischen Betrachtungsweise auch auf die Lebensalter bezogen. All diese Zyklen münden in das Greisenhafte, Zerstörerische, Vergängliche; typische Götter der Endphase sind Kronos und Saturn. Nur locker auf den Zyklus der Wochentage ist die Reihe der Planeten bezogen. In den Zusammenhang der Vergänglichkeit gehören auch das Symbol der Uhr und das Motiv der Jagd (zu ihm vgl. die Ikonographie des Jagdschlosses Clemenswerth). Über den Portalen an der West- und an der Ostseite des Schlosses werden das Leben und der Tod durch Gruppen von Symbolen kontrastiert. Zusätzliche Symbole betonen den Zusammenhang zwischen Leben und Kunst, zumal die Unsterblichkeit, den Ruhm, welchen die Kunst verleihe. Diesen Gedanken steigernd, erhebt sich über allen Bildskulpturen über dem fürstbischöflichen Wappen im Giebeldreieck der Hauptfassade ein Engel mit zwei Posaunen, in deren eine er bläst, und hält auf dem das Schlossdach krönenden Uhrtürmchen in goldenem Glanz die auf der Weltkugel schwebende, geflügelte

Fortuna den Lorbeerkranz als ein Symbol des Ruhmes empor, als sei sie die Siegesgöttin Nike. Das Bildprogramm ist insofern ausgerichtet auf den Gedankengang: Das Leben ist vergänglich; die Kunst, indem sie rühmt, verleiht unsterblichen Ruhm. Dieses Ruhmes freilich werden nur der Fürstbischof, auf den eingestreute Herrschaftssymbole - wie Krone, Stab, Schwert, Bischofshut und Wappen - verweisen, daneben die Landstände als beteiligte Auftraggeber - durch Inschrift und Wappen einbezogen - und die Künstler, Schlaun und Feill, die sich auf diskrete Art selbst in das Bildprogramm einbringen, teilhaftig.

* Birgitta Ringbeck, Das Schloß zu Münster, 1993 (Westfälische Kunststätten 65); Klaus Bußmann, Florian Matzner u. Ulrich Schulze (Hg.), Johann Conrad Schlaun 1695-1773. Architektur des Spätbarock in Europa, 1995.

Wie nun stellen sich die erwähnten Leitmotive, Leben - Tod - Unsterblichkeit / Ruhm, im Mittelalter dar? Obwohl aus der Sicht der christlichen Theologie das irdische Leben nur als ein Durchgangsstadium begriffen wurde, dessen Ziel das Bemühen um die ewige Seligkeit sein sollte, war Lebensfreude dem Mittelalter nicht fremd. Zu denken ist zum einen an die naive Lebensfreude, die sich in der Regel jenseits der schriftlichen Überlieferung äußerte. Ein Reflex mag sich zum Beispiel in dem in den Carmina Burana (13. Jahrhundert) überlieferten Reigenlied finden:

“Swaz hie gât umbe,
daz sint alle megede;
die wellent ân man
allen disen sumer gân!”

“Alles, was hier im Kreis geht,
das sind alles Mädchen;
die haben vor, ohne Mann
diesen ganzen Sommer zu gehen!” *

* Nr. 167a; Übersetzung nach Hugo Kuhn. Carl Orff hat in seiner Vertonung das Wort “ân” als “an” missverstanden - als wollten die Mädchen “an den Mann kommen”; das Gegenteil ist der Fall.

Zum anderen gab es reflektiertere Formen, in denen sich Lebensfreude zeigte. In Hymnen des Kirchenvaters Ambrosius (4. Jahrhundert) und im Sonnengesang Franz' von Assisi (13. Jahrhundert) wird die Natur gerühmt, indem sie als Schöpfung Gottes begriffen wird. Ein frühes Beispiel des Wanderns hinaus in die Natur - im Grenzbereich vom Mittelalter zur Renaissance - ist die Besteigung des Mont Ventoux bei Avignon durch den Dichter Francesco Petrarca (angeblich 1336, einige Jahre später symbolisch ausgestaltet). Er machte sich auf den Weg, allein um diese ungewöhnliche Gegend kennenzulernen. Nach Mühen auf der Höhe angelangt, von Begleitern wegen des nahenden Abends zum Rückmarsch gedrängt, blickte er bis hinab zur Rhône und zum Golfe du Lion. Dieses Naturerlebnis schien ihn seelisch zu überfordern - denn nun griff er zu einer Taschenausgabe der “Bekenntnisse” des Kirchenvaters Augustin, die er bei sich führte und schlug “zufällig” eine Stelle auf, die lautete: “Und da gehen die Menschen hin und bewundern die

Höhen der Berge, das mächtige Wogen des Meeres, die breiten Gefälle der Ströme, die Weiten des Ozeans und den Umschwung der Gestirne - und verlassen dabei sich selbst.”*
Wie betäubt schloss Petrarca das Buch, im Zorn mit sich selbst, weil er noch Irdisches bewundert hatte. An diesem Beispiel wird deutlich, wie Lebensfreude als Wohlgefallen an Irdischem durch gottbezogene Askese gebrochen sein konnte.

* Confessiones 10,8,15; Übersetzung nach Joseph Bernhart.

Die Ausrichtung auf das Sterben und den Tod, letztlich auf das Jüngste Gericht und die aus ihm folgende Entscheidung über das ewige Seelenheil oder die ewige Verdammnis war von der christlichen Theologie des Mittelalters vorgegeben. Im Einzelnen wurde dieser Motivkreis weiter ausgestaltet, zum Beispiel seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in den Totentänzen. In ihnen erschien die Gesellschaft in Repräsentanten der einzelnen Stände gegliedert, vom Papst und vom Kaiser bis hinab zum Kaufmann, Bauern und Bettler. Ihnen allen gemeinsam war das Sterbenmüssen, und so wurden sie bildlich gemeinsam mit je einer Figur, die den Tod repräsentierte, dargestellt. Er führt die Repräsentanten der Stände zum Todesreigen, spielt dabei auch nicht selten Musikinstrumente, deren grelle oder dumpfe Töne den Teufel assoziieren ließen. Mit diesen Bildern waren kurze Texte verbunden, die eine Wechselrede zwischen dem Tod und dem sterbenden, todgeweihten Menschen enthielten; zum Beispiel spricht in dem oberdeutschen vierzeiligen Totentanz des 15. Jahrhundert der Tod zum Bischof:

“Eure Würde und Euer Ansehen hat sich verkehrt,
Herr Bischof, klug und hochgelehrt.
Ich will Euch an den Reigen ziehen,
wo Ihr dem Tod nicht entfliehen könnt.”

Der Bischof antwortet:

“Ich war in Würde und in Ehre,
solange ich im Bischofsamte lebte.
Nun ziehen mich die Mißgeburten
zum Tod wie einen Affen.” *

* Übersetzung nach Gert Kaiser, Der tanzende Tod, 1983 (insel taschenbuch 647), 294f.; der mittelhochdeutsche Text enthält Reimpaare.

Totentänze in der Verbindung von Wort und Bild wurden in Kirchen - so in den Marienkirchen zu Lübeck und zu Berlin - und an Friedhofsmauern - so in Paris und in Basel - angebracht. Aber auch eine Schlossfassade konnte mit einem Totentanz geschmückt werden. Am Schloss der Herzöge von Sachsen zu Dresden wurde noch 1534

ein über 12 Meter langes Totentanz-Relief aus Sandstein installiert; als in Dresden-Neustadt ein Friedhof angelegt wurde, ist es 1733 dorthin verlagert worden. In der Zeit des Barocks erschien der Totentanz an einem fürstlichen Schlosse unzeitgemäß.

Nach dem bisher Gesagten ist zu erwarten, dass der irdische Ruhm eines Fürsten und etwa mit ihm verbundene Unsterblichkeit im Mittelalter durch Gottbezogenheit gebrochen war. Die üppige Ausstattung, welche deutsche Reichsbischöfe des 11. und 12. Jahrhunderts ihren Kirchen zuteil werden ließen - zum Beispiel in Hildesheim -, sollte dem Ruhme Gottes dienen, hat freilich auch, wie sich heute zeigt, manchmal dem Ruhm dieser Bischöfe gedient. Als der Geschichtsschreiber Otto von Freising seine Weltchronik 1156/1157 Kaiser Friedrich Barbarossa widmete, leitete er sein Widmungsschreiben mit den Worten ein: "Seinem Herrn Friedrich, dem siegreichen, ruhmgekrönten Triumphator, Römischen Kaiser und allezeit Mehrer des Reichs, wünscht Otto, durch Gottes Gnade in der Freisinger Kirche das, was er ist [nämlich Bischof von Freising], Wohlergehen in dem, der den Königen Heil gibt." * Die Rühmung des Herrschers erscheint eingebettet in das Heil, das Gott verleiht, und dieses wird eindrücklich herausgestellt, indem die Schlussworte der Gruß- und Segensformel an den Wortlaut einer Bibelstelle anknüpfen (Psalm 143, in neueren Zählungen: 144, Vers 10). Am ehesten verblasen die jenseitigen Bezüge, wenn ein armer Dichter von einem Fürsten ein Almosen erbittet, so in manchen Liedern, die der "Archipoeta" genannte Dichter im 12. Jahrhundert an den Erzbischof von Köln richtete; aber auch sie nehmen auf Bibeltex te und auf die christliche Tugend der Barmherzigkeit Bezug. Erst in der Renaissance, so in Dantes "Göttlicher Komödie" (14. Jahrhundert), begann die Hoffnung auf irdischen Ruhm sich aus den jenseitigen Zusammenhängen zu lösen - wenn auch Dante die Gespräche über den irdischen Ruhm, an denen er sich selbst teilhaben lässt, noch im Jenseits ansiedelte.

* Otto von Freising, *Chronica sive Historia de duabus civitatibus*, ed. Adolf Hofmeister, 1912 (MGH, *Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum*); hg. v. Walther Lammers u. Adolf Schmidt, 1960 (FSGA, A 16).

Der Vergleich des barocken Skulpturenprogramms des Schlosses zu Münster mit einigen Grundvorstellungen zu Leben - Tod - Unsterblichkeit / Ruhm im Mittelalter ergibt also: Lebensfreude und Erwartung des Todes sind im Mittelalter wie im Barock spannungsreich aufeinander bezogen. Leichter erscheint im Mittelalter die Lebensfreude durch eine asketische Jenseitsbezogenheit gebrochen; auch noch in die Todeserwartung mischen sich Kategorien der ständischen Gliederung - obwohl alle der gleiche Tod zum Reigen auffordert. Im Barock treten die allgemeinmenschlichen Züge der Vergänglichkeit offener hervor. Angesichts der Vergänglichkeit richtet sich die Hoffnung im Mittelalter eindeutiger auf das von Gott zu erwartende Heil. Der irdische Ruhm verselbständigt sich in der theologisch-künstlerischen Reflexion nur zögerlich. Im Barock dagegen überhöht der durch Kunst bewirkte Ruhm den Auftraggeber des Künstlers ebenso wie diesen selbst. Obwohl

die Reflexionen zu Leben, Tod und Vergänglichkeit allgemeiner Natur sind, wirkt doch auch im Barock der Ruhm nicht für alle Menschen gleichermaßen der Vergänglichkeit entgegen. Die christlichen Vorstellungen von der Auferstehung sind nicht ein zentraler Teil des Bildprogrammes am Schloss zu Münster. Gleichwohl bleibt die Diesseitsbezogenheit des Barocks - gerade in der Betonung der Vergänglichkeit des Irdischen - mit dem Christentum vereinbar.

Schärfere Brüche als vom Mittelalter zum Barock ergeben sich erst vom 18. zum 20. Jahrhundert, indem der Anspruch auf irdisches Glück als ein Menschenrecht postuliert wurde - ohne dass dies generell einlösbar geworden wäre, indem das Sterben und der Tod in zunehmend industrialisierte Krankenhäuser ausgelagert wurden und indem der irdische Ruhm unter Wellen der Barbarei und Schauern der Medien zum kurzlebigen Instrument der Politik verkam.

[Der Artikel erschien zuerst unter dem Titel "Schlaun und das Mittelalter" in: Schlaun-Zeitung Nr. 9, Münster/Westf.: Schlaun-Gymnasium, Dezember 1995]

##

Bilder des Mittelalters in der deutschen Geschichtswissenschaft während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

[Mittelalter_GF]

Das politische Spektrum
der Konzeptionen mittelalterlicher Geschichte

Die Quellenkritik: methodische Grundlagen

Die Kulturgeschichte: Oppositionen zur politischen Geschichte

Die Verfassungsgeschichte

Zeitgeschichtliche Beziehungen des Mittelalterbildes

[Der Text beruht auf Vorträgen, die 1984, 1985 und 1988 in Ringvorlesungen der Universität Hamburg gehalten wurden. Die Vortragsform und der diskursive Bezug zu jenen Jahren wurden beibehalten.*

* Vgl. semiotisch_03, Einführung_91 (mit weiteren Literaturangaben.)]

Sie werden von mir nicht erwarten, dass ich das Thema in gut einer Stunde in all seinen thematischen und personellen Verästelungen darstelle. Nicht jeder Mittelalterhistoriker, dessen Namen im Bewusstsein haftet, wird genannt werden; nicht alle wichtigen Schriften eines jeden Mittelalterhistorikers können zur Sprache kommen. Als eine Leitfrage habe ich gewählt: Wie sind die Erforschung und die Darstellung der mittelalterlichen Geschichte in politische Zusammenhänge der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eingebunden? Thematisch lege ich Schwerpunkte auf die Kultur- und Sozialgeschichte, mit Berücksichtigung der Wirtschaftsgeschichte und besonderer Betonung der Verfassungsgeschichte. Nur in diesen Zusammenhängen ist die Kirchengeschichte ein Thema dieses Vortrages. Auf die spezifisch konfessionellen Polarisierungen der Kirchengeschichte, etwa auf die katholische und die protestantische Kirchengeschichtsschreibung, gehe ich nicht ein. Zwar wären für diese Polarisierung aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gute Beispiele zu gewinnen; aber das Thema wäre kaum angemessen darzustellen, ohne sich auf das weite Feld der Reformationsgeschichte einzulassen; und das Thema hat seit dem Zweiten Weltkrieg durch eine zunehmend ökumenische Ausrichtung der kirchengeschichtlichen Forschung an konfessioneller Brisanz verloren. Dagegen sind in der Kultur- und Sozialgeschichte, zumal in der Verfassungsgeschichte, wie ich sie hier behandeln möchte, leichter Kontinuitäten des politischen Zusammenhanges auszumachen, die bis in unsere Gegenwart reichen.

Das politische Spektrum der Konzeptionen mittelalterlicher Geschichte

Lassen Sie mich nun zunächst Ihre und meine Vermutungen auf das politische Spektrum lenken, in dem während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Europa Konzeptionen der mittelalterlichen Geschichte oder des Feudalismus sich bewegen konnten. Ich zitiere die Schlussworte zweier Bücher, die an der Schwelle von Weltkriegen erschienen, das eine 1914 in Deutschland, das andere 1939 in Frankreich.

Das erste Zitat stammt von Georg von Below; es beschließt sein 1914 erschienenes Buch "Der deutsche Staat des Mittelalters". In diesem Buch beschreibt das letzte Kapitel den Feudalismus als die Durchbrechung des staatlichen Untertanenverbandes. Hier geht es mir vorerst nur um seinen Versuch, die Ursachen der von ihm angenommenen Lockerung des Untertanenverbandes, der Entstehung des Feudalstaates, zu bestimmen. Unter den Ursachen misst er der Politik mittelalterlicher Kaiser einen hohen Wert bei und schließt daher sein Buch mit einer Erörterung der aus dem 19. Jahrhundert überkommenen Kontroverse um die italienische Politik der römisch-deutschen Kaiser (v. Below sagt "der deutschen Kaiser") - einer Kontroverse, in der zum Beispiel die kleindeutsche Position Heinrich von Sybels gegen die großdeutsche Julius Fickers stand. Obwohl von Below den Kaisern zubilligt, für ihre italienische Politik subjektiv ehrenwerte Motive gehabt zu haben, schließt er sich letztlich der kleindeutschen Position an; daher endet sein Buch mit den folgenden Worten:

"Wenn die italienische Politik Ottos [des Großen], vom Standpunkt der deutschen Verfassungsentwicklung aus gesehen, ein Fehler war, so bedauern wir das Fehlgreifen um so mehr, als wir im übrigen nicht umhin können, dem Kaiser wahre Herrschergröße zuzusprechen. Und das ist überhaupt der Eindruck, den wir von den Geschlechtern der Sachsen, Salier und Staufer gewinnen: es treten uns in ihnen mit ganz geringen Ausnahmen echte Herrscherpersönlichkeiten gegenüber; kaum ein anderes Land hat während eines so langen Zeitraums eine gleiche Zahl namhafter Herrscher aufzuweisen. Es ist bewundernswert, wie viel sie unter schwierigen Verhältnissen und bei unzweckmäßigem Ziel noch erreicht haben. Eben darum beklagen wir es, dass es ihnen nicht beschieden war, ihrer Politik eine angemessene Richtung zu geben."

In diesen Schlussworten wird deutlich, wie sehr von Below die Geschichte anderer europäischer Länder und Völker vernachlässigt und welcher hohen Stellenwert er der Verfassungsform der Monarchie zubilligt. Wird die Monarchie noch dazu von großen Persönlichkeiten, welche die rechten Ziele haben, wahrgenommen, so ist sie aus seiner Sicht ausschließlich günstig zu beurteilen. Offenbleibt, welche Vorkehrungen für den Fall

getroffen sein müssten, dass die Monarchie nicht von einer großen Persönlichkeit wahrgenommen wird oder falsche Ziele verfolgt. Deutlich wird nur: Die Teilhabe anderer Sozialgruppen an der Herrschaft des Monarchen, etwa der Reichsfürsten oder der Reichsstände, erscheint von Below als eine Durchbrechung des Untertanenverbandes, als eine Minderung der Staatlichkeit des deutschen Reiches. Kurz könnte man das historische Leitbild von Belows als national (kleindeutsch) begrenzt und monarchistisch charakterisieren.

Das zweite Zitat ist dem 1939 erschienenen Buch des französischen Historikers Marc Bloch über die Feudalgesellschaft (*La société féodale*) entnommen. Bloch beschreibt im letzten Teil seines Buches die Grundzüge des europäischen Feudalismus. Als seine Grundzüge erscheinen unter anderem:

“bäuerliche Hörigkeit; [...] Vormachtstellung einer Klasse spezialisierter Krieger; Gehorsams- und Schutzbande, die den Menschen an den Menschen binden [...]; Zersplittern der Macht, Erzeugung eines allgemeinen Chaos; jedoch inmitten all dessen das Überleben anderer Formen des Zusammenschlusses, der Familie und des Staates”.*

* Marc Bloch, *Die Feudalgesellschaft*, 1982, 530f.

Aus diesem Bündel von Eigenschaften hebt Bloch, in dem Bemühen, vom mittelalterlichen Feudalismus eine Brücke zur Gegenwart zu schlagen, eine Eigenart hervor. Er konzentriert sich am Ende seines Buches auf die vertragliche Einbindung der Herren und auf das Recht der ihnen Unterstellten, rechtswidrigem Verhalten ihrer Herren zu widerstehen. Die Schlussworte des Buches lauten:

“[Die] Eigenart [des Feudalismus] besteht für uns in der Betonung, die er auf die Idee einer Übereinkunft gelegt hatte, welche die Mächte zu binden mußte. Dadurch hatte diese Ordnung, so hart sie auch für die Schwachen war, unserer Kultur und Gesellschaft wahrhaftig etwas hinterlassen, mit dem wir noch immer zu leben wünschen.”

In Blochs Beschreibung des Feudalismus treten, wie bei von Below, den Staat zersetzende Züge des Feudalismus hervor. Aber der Begriff Feudalismus bleibt nicht auf die Durchbrechung des staatlichen Untertanenverbandes beschränkt, sondern er erfasst die gesamte Gesellschaft von den höchsten Feudalherren bis zu den hörigen Bauern. Ausdrücklich gedenkt auch das Schlusswort Blochs der sozial Schwachen. Herrschaft erscheint nicht auf die Monarchie zentriert, sondern auf mehrere Ebenen verteilt. Die Perspektive ist nicht national begrenzt, sondern europäisch und zur außereuropäischen Welt geöffnet. Aus der Vielzahl von Herrschaften verschiedener Reiche und verschiedener Ebenen abstrahiert Bloch ein Prinzip, das er als Leitbild auf die Gegenwart überträgt: die

Idee einer Übereinkunft. Herrschaft muss beschränkt sein, damit ein politischer Grundkonsens möglich ist. Kurz könnte man das historische Leitbild Blochs als europäisch (weltoffen) und republikanisch (demokratisch) charakterisieren.

In dem politischen Spektrum, das durch die zitierten Worte Georg von Belows und Marc Blochs angedeutet ist, zwischen nationaler Begrenzung und europäischer Öffnung zur Welt, zwischen monarchistischer und republikanischer Einstellung konnten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Europa Konzeptionen der mittelalterlichen Geschichte oder des Feudalismus sich bewegen. (Auch der liberal orientierte Kulturhistoriker Karl Lamprecht befindet sich in diesem Spektrum.) -

#

Ich werde nun, im Hauptteil meines Vortrages, versuchen, innerhalb des angedeuteten politischen Spektrums einige Grundlinien des Mittelalterbildes, wie es sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts darstellt, zu skizzieren, gewissermaßen Fragmente eines Holzschnitts. Ich verstehe dabei Mittelalter (grob und vordergründig, ohne hier auf sozialgeschichtliche Differenzierungen der Epochengrenzen eingehen zu wollen) als das Jahrtausend etwa von 500 bis 1500. Dass ich mich auf die Geschichtswissenschaft der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschränke, mag zu mechanisch scheinen; doch bildet der Zeitraum etwa von 1900 bis 1950 eine Einheit unter dem Aspekt, dass er sich um zwei Weltkriege gruppiert. Es ist die Zeit vom Vorfeld des Ersten Weltkrieges bis zu den unmittelbaren Nachwirkungen des Zweiten Weltkrieges. Von deutscher Geschichtswissenschaft ist hier nur in einem hinweisenden, nicht in einem abgrenzenden Sinne die Rede. Es soll nicht nur um Geschichtswissenschaft im engen Sinne gehen, sondern auch um geschichtliche Betrachtungsweisen innerhalb der Rechtswissenschaft, der Wirtschaftswissenschaft, andeutungsweise auch in der Philologie. Es soll nicht die deutsche Geschichtswissenschaft im engen Sinne in den Blick gefasst werden, sondern Gegenstand ist die deutschsprachige Geschichtswissenschaft; Österreich und die Schweiz, auch die Wirksamkeit fremdsprachiger, ins Deutsche übersetzter Veröffentlichungen werden berücksichtigt. Darüber hinaus wird, wie sich schon andeutet, zum Vergleich die Geschichtswissenschaft Frankreichs herangezogen.

Nur beiläufig sei bemerkt: Das Thema meines Vortrages hat auch einen autobiographischen Aspekt. Ich habe mein Geschichtsstudium 1953 begonnen. Ich fand also das als den Stand der Geschichtswissenschaft vor, was ich Ihnen hier in einigen Grundlinien beschreiben will. An der Universität, an der ich Geschichte zu studieren begann, gab es ein breites Spektrum von Geschichtsprofessoren. Es gab den rastlos am Katheder auf- und abschreitenden Mediävisten, der über seine Hörer ein Füllhorn halbsortierter Fakten ausschüttete. Es gab den genealogisch orientierten Kulturhistoriker, dem das Mittelalter als eine in Stände gegliederte Gemeinschaft erschien. Es gab den dicht vor der Emeritierung stehenden Professor, der von der germanischen Treue schwärmte und uns anzuspornen suchte: wenn wir uns mit Kaiser Ludwig dem Bayern beschäftigten, müssten wir es so weit bringen, dass Ludwig schließlich an unserem Schreibtisch sitze und wir ihn fragen könnten: nun sag einmal, wie ist es eigentlich gewesen? Es gab auch den pedantischen, vielseitig informierten Vertreter der historischen Hilfswissenschaften. Es gab den Regionalhistoriker, der von der Interpretation siedlungsgeschichtlicher Einzelheiten her einige große Linien der Wirtschafts- und der Verfassungsgeschichte entwarf. Und es gab den kulturgeschichtlich vielseitigen Mediävisten, vor dessen philosophisch begründeter Skepsis Geschichte sich in Problem- und Spannungsfelder verwandelte.

Grundlinien des Mittelalterbildes werde ich unter vier Gesichtspunkten skizzieren:

1. Die Quellenkritik: In diesem Abschnitt geht es um methodische Grundlagen, die aus dem 19. Jahrhundert durch die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bis in unsere Zeit kontinuierlich weiterwirken.
2. Die Kulturgeschichte: In diesem Abschnitt geht es um Oppositionen zur politischen Geschichte im engen Sinne. Politische Geschichte wird überschritten in Richtung auf Kultur- und Sozialgeschichte, ergänzt durch Wirtschaftsgeschichte, eingeordnet in Typologien, die europäische Weite und Weltoffenheit anstreben.
3. Die Verfassungsgeschichte: In diesem Abschnitt hebe ich aus dem Zusammenhang der Kultur- und Sozialgeschichte einen Aspekt hervor, der in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen 1850 und 1950 besonders ausgestaltet worden ist.
4. Zeitgeschichtliche Beziehungen des Mittelalterbildes: In diesem Abschnitt gehe ich, zusammenfassend und ergänzend, den Beziehungen des Mittelalterbildes zur jeweiligen politischen Situation nach. Abschließend blicke ich aus auf die Veränderungen des Mittelalterbildes nach 1950.

#

1. Die Quellenkritik: methodische Grundlagen

Das methodische Erschließen schriftlicher Quellen, besonders der Geschichtsschreibung, der Urkunden und der Rechtsaufzeichnungen, ist in der Mittelalterforschung während des 19. Jahrhunderts so nachhaltig entfaltet worden, dass Grundlinien auch für das 20. Jahrhundert vorgegeben waren. Ich hebe zwei Aspekte hervor: die kritischen Quelleneditionen und die Durcharbeitung der Urkundenlehre, der Diplomatik.

Die kritischen Quelleneditionen übernahmen die Methoden der klassischen Philologie und reicherten sie durch eine Verfeinerung der historischen Quellenkritik, besonders im Bereich der Urkundenlehre an. Das beste Beispiel sind die *Monumenta Germaniae Historica*. Ihr erster Band, der erste Folioband der *Scriptores*, erschien 1826. In wechselnder organisatorischer Absicherung und in wachsender thematischer Aufächerung haben die *Monumenta Germaniae Historica* inzwischen mehr als anderthalb Jahrhunderte überdauert. Die in der Quartserie herausgegebenen Urkunden (*Diplomata*) erstrecken sich nun von den Karolingern bis zu den Staufern. Von den zahlreichen Werken mittelalterlicher Geschichtsschreiber, die herausgegeben worden sind, in mehr als 100 Bänden, davon 32 Foliobänden, sind die meisten in den letzten Jahrzehnten so nachgedruckt worden, wie sie in den *Monumenta Germaniae Historica* schon vor 1900 erschienen sind; einige Quellen sind in verbesserten Neueditionen erschienen, so zum Beispiel, von Bernhard Schmeidler herausgegeben, die *Hamburgische Kirchengeschichte Adams von Bremen* (1917) und die *Slawenchronik Helmolds von Bosau* (1937).

Die Durcharbeitung der Urkundenlehre vollzog sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts größtenteils im Zusammenhang mit der Edition von Urkunden, so im 1854 begründeten Institut für Österreichische Geschichtsforschung, das nach dem Vorbild der Pariser *École des Chartes* entstand, im Umkreis Theodor von Sickels (gest. 1908), aber auch im Zusammenhang mit rechts- und verfassungsgeschichtlichen Untersuchungen, so weitgehend bei Julius Ficker (gest. 1902). Als Zusammenfassung einer Fülle von Spezialarbeiten entstanden Handbücher der Urkundenlehre, so das *Handbuch* von Harry Bresslau (seit 1889). Er war auch einer der Herausgeber des *Archivs für Urkundenforschung*, einer Zeitschrift, die von 1908 bis in den Zweiten Weltkrieg (1942) ein Zentrum der Urkundenwissenschaft im weiten Sinne wurde, vom frühen ins spätere Mittelalter ausgreifend, geöffnet auch für die Erforschung von Briefen, Akten und Amtsbüchern und für Untersuchungen zur Kanzlei- und Verwaltungsgeschichte.

#

2. Die Kulturgeschichte: Oppositionen zur politischen Geschichte

Wie erwähnt, sollen unter dem im deutschen Sprachraum noch während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bevorzugten Ausdruck Kulturgeschichte Richtungen der Geschichtswissenschaft zusammengefasst werden, die sich gegen politische Geschichte im engeren Sinne abgrenzen. Es geht dabei auch um Sozialgeschichte, Wirtschaftsgeschichte und um eine typologisch ausgerichtete Verfassungsgeschichte.

Weniger als bei Quelleneditionen und bei den historischen Hilfswissenschaften sind in der Kulturgeschichte die Kontinuitäten historischer Schulen auszumachen. Allein die Wirtschaftsgeschichte fügt sich teils in die Zusammenhänge der historischen Schulen der Nationalökonomie. (Von ihnen soll hier nicht die Rede sein.)

Mehr als Arbeiten zur Urkundenlehre erscheinen Darstellungen der Kulturgeschichte als einmalige große Würfe. Ich gehe hier nicht auf die romanhaft anschaulichen "Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag ein, die seit 1859 erschienen; sondern ich hebe aus dem 19. Jahrhundert als ein Beispiel den Baseler Historiker Jacob Burckhardt hervor, der 1860 sein Buch über die "Kultur der Renaissance in Italien" veröffentlichte, aus dem 20. Jahrhundert den Leidener Historiker Johan Huizinga, dessen Buch "Herbst des Mittelalters" 1919 in niederländischer Sprache und 1924 in deutscher Übersetzung erschien. Burckhardt konzentriert sich auf Individuen, die überwiegend Aristokraten sind, er sucht sie in politischen, literarischen, geselligen und moralisch-religiösen Zusammenhängen darzustellen. Huizinga geht es mehr um Lebens- und Geistesformen vieler Menschen, ohne doch für sie hinreichende Quellen zu haben: er sucht diese Formen aus der französisch-burgundischen höfischen Gesellschaft des 14. und 15. Jahrhunderts zu destillieren. Burckhardt verknüpft Sozial- und Ideengeschichte, Literaturgeschichte und Geschichte des Alltags. Huizinga nähert sich einer Geschichte der Mentalitäten, wie sie in unserem Jahrhundert kontinuierlicher in Frankreich ausgebaut worden ist. Burckhardt behält in seiner kulturgeschichtlichen Darstellung ein Gerüst sozialer Beziehungen bei; sein Buch beginnt mit einem Abschnitt über den auf den Fürstenhof konzentrierten "Staat als Kunstwerk". Huizinga richtet sich auf seelische Eigenheiten; er beginnt mit einem Kapitel über die aus dem Umkreis von Fürsten abstrahierte "Spannung des Lebens":

"alles, was man erlebte, hatte noch jenen Grad von Unmittelbarkeit und Ausschließlichkeit, den die Freude und das Leid im Gemüt der Kinder heute noch besitzen".*

Das späte Mittelalter erscheint ihm als ein Gegenbild zum grauen Einerlei der Gegenwart.

*Johan Huizinga, Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden, 11. Aufl. 1975, 1.

Eine Huizinga kongeniale, aber von Historikern weniger akzeptierte Form einer psychologisierenden Geschichtsbetrachtung findet sich in Deutschland schon um die Jahrhundertwende. Karl Lamprecht gehörte in dem Methodenstreit, der seit 1888 zwischen Vertretern der politischen Geschichte und solchen der Kulturgeschichte entbrannte, neben Eberhard Gothein zu den Verfechtern einer kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise, die sich zur Wirtschafts-, Regional- und Universalgeschichte hin öffnete. An Karl Lamprecht lässt sich ermessen, was aus der deutschen Geschichtswissenschaft hätte werden können, hätte sich nicht die positivistische Richtung der politischen Geschichte auf lange Zeit als die mächtigere erwiesen. Im Vorwort (1885) zu seinem mehrbändigen Werk "Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" schreibt Lamprecht:

"[...] daß es nach dem lebhaften Erwachen wirtschaftsgeschichtlicher Forschung neben den älteren Disciplinen der Rechts- und Verfassungsgeschichte nunmehr darauf ankommen müsse, nicht einseitig zu werden, weder wirtschaftliche noch juristische noch auch sociale und politische Fragen speciell in den Vordergrund zu drängen: daß vielmehr jetzt die Aufgabe zu stellen sei, die materielle Kultur, in ihrer Gesamtheit als Ziel der historischen Forschung zu erfassen, soweit sich diese Forschung überhaupt den realen Dingen im Gegensatz zur Erforschung der idealen Entwicklungsfaktoren des Glaubens, der Wissenschaft und der Kunst besonders zuwendet."

Eine weitgespannte geschichtswissenschaftliche Konzeption deutet sich in diesem Zitat an. Sie greift über Wirtschaft hinaus, bezieht Verfassung ein und richtet sich auf eine Kulturgeschichte, die über die materielle Kultur hinaus zur Ideengeschichte geöffnet bleibt. 1885 verharrt Lamprecht noch in einer Verbindung von Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte, Bauern, Grundherrschaft und Landesherrschaft einbeziehend. Auf seine weiterreichenden kulturgeschichtlichen Versuche komme ich später zurück.

Lamprecht wirkte dauerhafter als durch seine Schriften durch die Gründung zweier Institute: des Seminars für Landesgeschichte und Siedlungskunde (1906) und des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte (1909). Aus dem so in Leipzig geschaffenen Milieu gingen Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte verknüpfende Arbeiten Rudolf Kötzschkes, aber auch ideengeschichtliche Studien Herbert Grundmanns hervor.

Rudolf Kötzschke veröffentlichte unter anderem 1920 "Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert" (erschieden in Aloys Meisters Grundriss der Geschichtswissenschaft). Beiläufig sei noch auf die Wendung zur Allgemeinen

(einzelne Nationalstaaten übersteigende) Wirtschaftsgeschichte hingewiesen, die in Werken von Kötzschke (1924) und des in Leningrad / Sankt Petersburg wirkenden Josef Kulischer (1928) hervortrat. Kötzschke hat eine Vielzahl wirtschaftlicher Faktoren im Blick, so Arbeit und Produktionsmittel, Produktion und Konsumtion, die Beschaffenheit des Erdraumes und der Bevölkerung ("Volksschlag und Rassenverhältnisse"). In Anlehnung an Lamprecht misst er seelischen Vorgängen als den Grundlagen der wirtschaftlichen Tätigkeit große Bedeutung zu und rechnet deshalb auch mit der Einwirkung von Motiven nichtwirtschaftlicher Art auf wirtschaftliche Handlungen (zum Beispiel: kriegerische, religiöse und sittliche, selbst ästhetische Motive). Daher nimmt er Lehren von den Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung dann besonders gern auf, wenn sie die Wirtschaftsentwicklung nach Wandlungen der psychischen Disposition gliedern, zum Beispiel die Vorstellungen Werner Sombarts und Karl Lamprechts. Andererseits stellt Kötzschke, der selbst die Urbare des Klosters Werden an der Ruhr herausgegeben hat, der theoretischen Grundlegung der Wirtschaftsgeschichte ein relativ ausführliches Kapitel über die besonderen Quellen der deutschen Wirtschaftsgeschichte gegenüber. Seine Darstellung gliedert Kötzschke in vier Epochen, von denen die erste, die Germanenzeit, und die vierte, das 15.-17. Jahrhundert, hier außer Betracht bleiben sollen. Die zweite Epoche umfasst das Früh- und Hochmittelalter vom Ende der Völkerwanderung bis ins 12. Jahrhundert, die dritte Epoche reicht vom 12. bis ins 15. Jahrhundert. An ihr ist hervorgehoben: die aufblühende deutsche Stadtwirtschaft und die ostdeutsche Kolonisation. Die Stadt und die Agrarwirtschaft finden gleichermaßen Aufmerksamkeit. In der Stadt werden die Zusammensetzung des Bürgertums und die Grundbesitzverhältnisse berücksichtigt; unter der Überschrift "Die städtisch-bürgerliche Lebenshaltung" sind Wohnen, Kleidung und Ernährung zusammengefasst. In der Darstellung der Agrargeschichte liegen Schwerpunkte auf der Grund- und Gutsherrschaft, aber auch die Lage und die Lebenshaltung der Bauern (der "landarbeitenden Klassen") sind berücksichtigt. Auffällig, aber aus Kötzschkes Leipziger Perspektive und aus dem Geist der Zeit verständlich, ist die überproportional starke Gewichtung der Ostsiedlung. Der insgesamt nüchternen Darstellung liegen Optimismus und Fortschrittsglaube zugrunde; wirtschaftliche Erscheinungen des Mittelalters, die als krisenhaft angesehen werden könnten, verschwinden in der Lücke zwischen der Ostsiedlung und dem Zeitalter der Entdeckungen. Erst Wilhelm Abel, der 1935 sein Buch über Agrarkrisen und Agrarkonjunktur veröffentlichte, hat diese krisenhaften Erscheinungen deutlich gewichtet. Am Ende seines Buches beschreibt Kötzschke die wirtschaftlichen Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges und schließt mit Worten, deren aktueller Bezug 1920, nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, leicht zu bemerken war:

“So stand die Bevölkerung Deutschlands vor der Aufgabe, die einst schon besessene wirtschaftliche Kultur erst wieder in langwieriger, mühseliger Arbeit einiger Menschenalter neu zu erringen, ehe ein rechter Fortschritt darüber hinaus getan werden konnte. Aber sie ging an diese Aufgabe mit einer Kraft und Rührigkeit heran, welche die Bürgerschaft dafür gab, dass dies Volk trotz aller furchtbaren Leiden noch nicht verloren war, sondern die Fähigkeit zu neuem geistigen und wirtschaftlichen Aufschwung in sich trug.”

Der Hinweis auf Kötzschkes Arbeiten stehe zugleich für das Aufblühen der siedlungs- und regionalgeschichtlichen Forschung, deren Verankerung an Universitäten sich verstärkte und in der Sprachgeschichte und auch Archäologie bereits einen wichtigen Platz erhielten. Die vielfältige Gesichtspunkte integrierende regionalgeschichtliche Betrachtungsweise, konzentriert auf Land und Volk, gewann außer in Leipzig in Bonn einen Schwerpunkt; ich nenne nur Franz Steinbach und die von ihm mitgetragenen Arbeiten zur Geschichte des Rheinlandes und zur fränkisch-deutschen Besiedlung und Theodor Frings, der Privatdozent in Bonn war und Professor in Leipzig wurde und dementsprechend an zwei kulturwissenschaftlichen Werken mitwirkte: “Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden” (1926) und: “Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten” (1936).

Die wachsende Betonung der Regionalgeschichte lässt sich sowohl unter dem Aspekt des positivistischen Ausbaus der mittelalterlichen Geschichte als auch unter dem Aspekt der Chance, Sozialgeschichte im weiten Sinne zu treiben, sehen. Die Hinwendung zur Regionalgeschichte hatte sich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst außerhalb der universitären Geschichtswissenschaft oder nur in lockerem Kontakt zu ihr entwickelt. Hauptträger waren Geschichts- und Heimatvereine. Nur vereinzelt setzte schon mit staatlicher Förderung eine engere Bindung an die universitäre Geschichtswissenschaft ein, so in Bayern, wo die Bayerische Akademie der Wissenschaften in München schon seit 1763 die Monumenta Boica herausgab und, nachdem 1858 bei ihr eine Historische Kommission begründet worden war, ihre Tätigkeit auf das gesamte deutsche Reich ausdehnte, zum Beispiel durch die Herausgabe der älteren Reichstagsakten und der Chroniken der deutschen Städte. Im übrigen Deutschland setzten erst seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts organisatorische Veränderungen ein, die den wissenschaftlichen Anspruch der Regionalgeschichte verstärkten, besonders durch die Begründung Historischer Kommissionen. Sie erwachsen teils aus Geschichtsvereinen, teils wurden sie über ihnen errichtet. Ihre Aufgabe war, Quellen und Darstellungen zur Regionalgeschichte in einer wissenschaftlichen Maßstäben genügenden Art zu publizieren. Als Beispiele seien genannt: Die Historische Kommission für die Provinz Westfalen, die 1896 von der Abteilung Münster des Vereins für Geschichte und

Altertumskunde Westfalens auf Anregung des Münsteraner Geschichtswissenschaftlers Julius Ficker begründet wurde, und die Historische Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen, die 1910 entstand.

Das zweite Beispiel aus dem Leipziger Milieu ist das 1935 erschienene Buch von Herbert Grundmann: "Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik". Die religiösen Gebilde, die in dem Buch behandelt werden, sind in seinem Untertitel genannt: Ketzerei, Bettelorden, religiöse Frauenbewegung. Sie werden nicht in einer fertigen Gestalt untersucht, sondern als Bewegungen. Es geht Grundmann um "die ursprüngliche Eigenart, die geschichtlichen Kräfte und die religiösen Ziele jener Bewegungen [...], aus denen die einzelnen Gebilde der religiösen Orden und Sekten erwachsen sind". Vorausgesetzt ist,

"daß die Entstehung von Orden und Sekten nicht isolierte, voneinander unabhängige und nur durch den Willen und die Tat eines Stifters oder die zufällige Überlieferung einer häretischen Lehre veranlaßte Vorgänge sind, sondern gemeinsam in einem geschichtlichen Zusammenhang der religiösen Entwicklung des Abendlandes stehen".*

In diesem Ansatz ist die Affinität zu Lamprechts sozialpsychologischem Denkmuster leicht zu vermuten. Wie der Wirtschaftsgeschichte Kötzschkes liegt der Darstellung Grundmanns ein dynamisches Modell der Geschichte zugrunde, aber anders als bei Kötzschke nicht ein Modell letztlich ungebrochenen Fortschritts. Am Schluss seines Buches bleibt Skepsis, eine unaufgelöste Antinomie und die Offenheit zur Katastrophe:

"Die Gefahr der deutschen Mystik aber [...] und zugleich die Gefahr der religiösen Frauenbewegung überhaupt, die zu ihrer Katastrophe am Anfang des 14. Jahrhunderts geführt hat, lag darin, daß das Übermaß religiöser Erlebnisse und die aus ihnen erwachsende theologische Spekulation sich nicht restlos einfügen konnten in die Lehren und Ordnungen der Kirche."**

* 8f.

** 475.

In Leipzig wirkt die durch Lamprecht begründete kultur- und ideengeschichtliche Richtung noch in die Zeit der Deutschen Demokratischen Republik hinein, wenn auch nun mit stärkerer Gewichtung sozioökonomischer Bezüge. Hingewiesen sei nur auf die Arbeiten von Ernst Werner und Martin Erbstößer.

Im Ganzen hat sich die deutsche Kulturgeschichtsschreibung nicht auf einen einseitig sozialpsychologischen Ansatz festlegen lassen, sondern sich in einem weiten Sinne sozial- und ideengeschichtlich ausgerichtet, Wirtschaftsgeschichte mehr oder weniger einbeziehend. Einige Beispiele für die Jahre 1923 bis 1939 seien aufgelistet:

Hans Fehr, Kunst und Recht (seit 1923); Fedor Schneider, Rom und Romgedanke im Mittelalter (1925); Ernst Kantorowicz, Kaiser Friedrich II. (seit 1927); Wolfgang Stammler, Von der Mystik bis zum Barock (1927); Rudolf Stadelmann, Vom Geist des ausgehenden Mittelalters (1929); Percy Ernst Schramm, Kaiser, Rom und Renovatio. Studien zur Geschichte des römischen Erneuerungsgedankens vom Ende des karolingischen Reiches bis zum Investiturstreit (1929); Hildegard Schaeder, Moskau, das dritte Rom (1929); Ernst Robert Curtius: (Studien, die sich auf Rhetorik und Topik des lateinischen Mittelalters konzentrierten) und Jost Trier (Studien über sprachliche Felder) (seit Anfang der 1930er Jahre); Franz Borkenau, Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild (1934); Carl Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens (1935); Herbert Grundmann, Religiöse Bewegungen im Mittelalter (1935); Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen (1939).

Als Beispiel einer vielfältige Gesichtspunkte verknüpfenden kulturgeschichtlichen Darstellung sei das Buch von Willy Andreas über "Deutschland vor der Reformation" genannt, das zuerst 1932 erschien. Stärker ideengeschichtlich orientiert gibt sich die "Kulturgeschichte des Mittelalters", die der Hamburger Historiker Justus Hashagen 1950 veröffentlichte. Ideengeschichte wird andererseits mit politischer Geschichte verbunden, zum Beispiel in den Büchern von Michael Seidlmayer, "Geschichte des italienischen Volkes und Staates" (1940) und Johannes Haller, "Das Papsttum" (1934 ff.).

Am Ende dieses Abschnittes sei wenigstens kurz auf die ausgeprägten typologischen Methoden hingewiesen, die über Lamprecht hinaus während des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts von Max Weber und Otto Hintze entwickelt worden sind. Ich denke vor allem an ihre Beiträge zum Feudalismus und zum Herrschafts- und Staatsbegriff. Die mit Idealtypen arbeitende Methode, so wenig sie den Theoretiker befriedigen mag, hat sich doch als ein praktikabler Ansatz erwiesen, der zwischen den individualisierenden Ansätzen des Historismus und dem Streben nach Aussagen über geschichtliche und soziale Regeln oder Gesetze günstig vermittelt und deshalb, auch wegen seiner weltgeschichtlichen Weite, bis heute Aufmerksamkeit und in Grenzen auch Nachahmung gefunden hat. Auf

andere Ansätze, die wenngleich älter, in größerer Intensität doch erst nach 1950 das Bild der mittelalterlichen Geschichte in der deutschen Geschichtswissenschaft beeinflusst haben, so etwa den historischen Materialismus, so den sozialwissenschaftlichem Ansatz Norbert Elias', gehe ich hier nicht ein. Auch sei darauf hingewiesen, dass Querverbindungen zwischen der auf die Erforschung von Mentalitäten ausgerichteten französischen Geschichtswissenschaft und der von Lamprecht ausgehenden kulturgeschichtlichen Richtung trotz (oder wegen?) mancher struktureller Gemeinsamkeiten sich fast nicht eingestellt haben.

#

3. Die Verfassungsgeschichte

Von meinen Bemerkungen über die Verfassungstypologie Max Webers und Otto Hintzes gehe ich nun zum dritten Abschnitt über, der die Verfassungsgeschichte behandelt. Ein Schwerpunkt der Darstellungen liegt auf der deutschen Verfassungsgeschichte, doch bleibt eine Öffnung zur europäischen Geschichte, ich verweise nur auf die Bücher von Robert Holtzmann über die "Französische Verfassungsgeschichte" (1910), von Percy Ernst Schramm über den "König von Frankreich" (1939) und von Heinrich Mitteis über den "Staat des hohen Mittelalters" (1940). Auch sind Querverbindungen zwischen Verfassungsgeschichte und Wirtschaftsgeschichte beachtenswert. Otto Brunner zum Beispiel habilitierte sich mit einer Schrift über die "Finanzen der Stadt Wien".

Mehr als in der Kulturgeschichte lassen sich in den Arbeiten zur Verfassungsgeschichte einige Kontinuitäten beobachten, Kontinuitäten, die in Übereinstimmung oder in Dissens bestehen. Ich deute einige Linien an, die vom Anfang des 20. Jahrhunderts zu seiner Mitte führen, lasse also die Tradition des 19. Jahrhunderts beiseite, in der zum Beispiel die "Deutsche Verfassungsgeschichte" von Georg Waitz hervorzuheben wäre.

Aus der kalten, machbaren Gegenwart sich dem warmen, durch Gewohnheiten bestimmten Mittelalter zuzuwenden, mochte während eines Weltkrieges besonders verlockend erscheinen. Fritz Kern, dessen Buch über "Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter" 1914 erschienen war, veröffentlichte 1916 die erste Fassung einer Abhandlung über "die mittelalterliche Anschauung vom Recht"; die zweite Fassung erschien drei Jahre später unter dem Titel "Recht und Verfassung im Mittelalter". Indem Kern sich auf das frühere Mittelalter konzentriert, also die Veränderungen seit dem 12. Jahrhundert durch Gesetzesrecht und durch Rezeption des römischen Rechts außer Acht lässt, auch das Kirchenrecht des frühen Mittelalters nicht berücksichtigt, gelangt er zu einem Bild des mittelalterlichen Rechts, das im wesentlichen eine Charakteristik des Gewohnheitsrechtes bietet. Das mittelalterliche Recht ist alt und gut, ungesetzt und ungeschrieben; das Recht höheren Alters geht dem jüngeren vor. Diese starke Betonung gewohnheitsrechtlicher Züge ist ein Aspekt geringer staatlicher Institutionalisierung. Für Kern hat die Betonung des guten alten Rechts vor allem die Funktion, die rechtliche Gebundenheit des Herrschers und das ihm entgegenstehende Widerstandsrecht herauszuarbeiten, also gewissermaßen mittelalterliche Vorformen der konstitutionellen Monarchie. In seiner Abhandlung über Recht und Verfassung im Mittelalter bringt Kern diesen konstitutionellen Aspekt auf drei Grundsätze: 1. den Grundsatz der Rechtsschranken (die Bindung des Herrschers an das Recht); 2. den

Grundsatz der Volksvertretung (die Konsenspflicht des Herrschers); 3. den Grundsatz der Verantwortlichkeit (des Einzelnen gegenüber dem Recht: das Widerstandsrecht).*

* Vgl. Lex_68, 20ff.

Ein anderer Aspekt geringer staatlicher Institutionalisierung ist die aus dem frühen 19. Jahrhundert überkommene restaurative Meinung, nach welcher der Staat auf dem haus- oder grundherrlichen Verband beruhe, ein Patrimonialstaat sei. Gegen diese Meinung wandte sich schon Georg von Below in seinem eingangs erwähnten Buch "Der deutsche Staat des Mittelalters", das, 1914 erschienen, das Ziel verfolgte, den staatlichen Charakter der deutschen Verfassung des Mittelalters nachzuweisen. Die Hauptaspekte der Staatlichkeit, die von Below hervorhebt und im Mittelalter vorzufinden meint, sind:

- Die Staatsverfassung wird von der Wirtschaft nur zu einem geringen Teil bedingt. Das heißt für das Mittelalter: Obwohl es Grundherren gibt, kann doch das Reich als Staat weitgehend unabhängig von ihnen bestehen.
- Der Staat ist terminologisch und durch die institutionalisierte Monarchie von der Summe der Grundherren deutlich verschieden. Das heißt für das Mittelalter: Obwohl es Grundherren gibt, zeigen doch das Reich und die Monarchie staatliche Züge; den Reichsständen misst von Below geringe Bedeutung bei; wo sie, zum Beispiel in der Reichsreform des 15. Jahrhunderts, nicht in ihrer Bedeutung zu leugnen sind, betont er doch, dass die Reichsstände die Einheit des Reiches, also seine Staatlichkeit, nicht in Frage stellen.
- Der Staat verfolgt Gemeinschaftszwecke; seine Gemeinschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse sind nicht auf privatrechtliche Beziehungen zu reduzieren und erfordern daher die Existenz eines Untertanenverbandes. Das heißt für das Mittelalter: Der vom König verfolgte Nutzen des Reiches ist vom privaten Nutzen der Grundherren deutlich unterschieden. Es gab im Mittelalter einen durch das Vorhandensein von Gemeinschaftszwecken definierten Untertanenverband. - Jedoch lockerte sich seit dem 12. Jahrhundert, mit dem Aufkommen der Reichsfürsten im engeren Sinne, der Untertanenverband des Reiches zugunsten von Untertanenverbänden der Territorien. In dieser Durchbrechung des Untertanenverbandes sieht von Below den Kern des Feudalismus. Demgemäß bezeichnet er das Reich, dessen Untertanenverband durchbrochen ist, als Feudalstaat. Er betont, dass Feudalstaat nicht mit Lehnsstaat identisch sei. Die Abhängigkeitsverhältnisse im Feudalstaat sind keineswegs auf Lehnsbeziehungen im engen Sinne reduziert.

Anders also als Fritz Kern, der das Gewohnheitsrecht als gutes altes Recht akzentuiert, das der Verfügung des Königs entzogen ist und dessen Verletzung ein Widerstandsrecht gegen den Monarchen begründet, hebt von Below die Rolle der institutionalisierten

Monarchie als der Garantin der Staatlichkeit hervor; nur zögernd lässt er die Teilhabe ständischer Gewalten an der Herrschaft des Königs zu. Fritz Kern betont am mittelalterlichen Staat die ständisch-konservativen Züge. Georg von Below hebt die monarchischen Züge hervor.

Fast zwanzig Jahre später, in einem 1933 erschienenen Buch, stellte Heinrich Mitteis die Beziehung zwischen "Lehnrecht und Staatsgewalt" heraus. Das Lehnswesen, bei von Below in Affinität zum Patrimonialstaat und als eine die Staatlichkeit beeinträchtigende Institution gesehen, hält Mitteis nicht notwendig für destruktiv, zentrifugal, staatszerstörend. Zwar bestreitet er nicht, dass in Deutschland der Prozess der Verstaatung auf die Territorien abgedrängt worden sei; aber er sieht auch konstruktive, zentripetale, staatsentwickelnde Kräfte des Lehnrechts. Ihre Wirksamkeit meint er in westeuropäischen Staaten, in Frankreich und England, während des 12. und 13. Jahrhunderts zu beobachten. Auch die Überwindung des Lehnrechts durch die Überwindung des Leihzwangs erwächst dort nach seiner Meinung aus dem Lehnrecht. (Inzwischen, während der letzten Jahrzehnte, ist deutlich geworden, dass Mitteis das Institut des Lehnrechts als einen Motor der Staatsbildung überschätzt hat. Dem Leihzwang im Lehnrecht kommt nicht die zentrale Funktion in der Verfassungsgeschichte zu, die Mitteis, der Jurist, ihm zubilligen wollte. Staaten verfestigen sich auch dann, wenn im Lehnrecht das Prinzip des Leihzwangs weitergilt.*) - Das Schlusswort des Buches Mitteis' ist, auch aus historischen Gründen, mit Vorsicht aufzunehmen:

"So führt der Weg aus dem Lehnsstaat heraus in Frankreich zur Zentralmonarchie, in England zum Parlamentarismus, in Deutschland und Italien zur staatlichen Zersplitterung. Die Vollreife des Lehnrechts bedeutet für uns zugleich den Anfang eines Umwegs, den die deutsche Staatsentwicklung einschlagen mußte, und den wir heute um so objektiver historisch beschreiben können und müssen, als wir nach sieben Jahrhunderten an seinem Ende angelangt sind. Geschichte treiben heißt die Kräfte messen lernen, die die Gegenwart beherrschen. Und nur wenn wir den deutschen Staatsgedanken in allen seinen Gestalten erforschen, wenn wir das Staatsrecht des Mittelalters in seiner vollen Größe und im ganzen Reichtum seiner Erscheinungsformen in uns wieder erstehen lassen, dürfen wir hoffen, das geistig und seelisch zu unserm innersten Besitz zu machen, was unsre Väter ersehnten und erstrebten: Den Staat des deutschen Menschen."

Diese Schlussworte mögen zusammenfassend verdeutlichen, wie Heinrich Mitteis' historische Konzeption, von beachtlicher europäischer Weite, einseitig ideen- und rechtsgeschichtlich ist, die Wirksamkeit politischer Macht und wirtschaftlichen Reichtums verkennt, und wie in seiner idealistisch getönten Sicht Nationalismus und Humanität sich, auf im Rückblick unheilvolle Art, verschränken.

* Land_61, 7ff.

Nur beiläufig sei erwähnt, wie die verfassungsgeschichtlichen Vorstellungen Theodor Meyers sich in die erwähnten Zusammenhänge einfügen. Er hat zuerst 1933, in demselben Jahr, in dem Mitteis' Buch über Lehnrecht und Staatsgewalt erschien, die Veränderungen der mittelalterlichen Verfassung auf die Formel: Übergang vom Personenverbandsstaat zum (institutionellen) Flächenstaat zu bringen versucht. Aus heutiger Sicht mag diese Gegenüberstellung von vornherein verdächtig erscheinen. Ist nicht jeder Staat auch ein Personenverband; zeigt nicht jeder Staat, im Bemühen, einen tragfähigen politisch-sozialen Konsens zu erreichen, Züge eines Untertanenverbandes? - nur das kann mit Flächenstaat gemeint sein. Sind in solchen Zusammenhängen nicht mindestens Ansätze zur Institutionalisierung, zum Beispiel durch Erb- und Wahlkönigtum, unvermeidlich? Theodor Mayer setzt den Schwerpunkt des Personenverbandsstaates auf die Kooperation des Königs mit einer Gruppe von weniger als dreihundert hochadeligen, weitgehend autonomen Familien. Insofern erscheint seine Auffassung als ständisch-konservativ. Er sieht den Übergang zum Flächenstaat in Deutschland vor allem in den Territorialstaaten des 12. und 13. Jahrhunderts, zum Beispiel im Staat der Herzöge von Zähringen im Schwarzwald. Der Zusatz "institutionell" verdeutlicht, was Mayer mit "Flächenstaat" meint: den "Untertanenverband" im Sinne von Belows.

Mitteis wie Mayer betonen entgegen von Below die Rolle des Adels in der deutschen Geschichte. Diese Auffassung stärkt, in Auseinandersetzung mit von Below, Otto Brunner. Sein Buch "Land und Herrschaft", das zuerst 1939, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, erschien, erhob den Anspruch, Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands zu erörtern, wurde aber als ein Werk von allgemeiner Bedeutung verstanden. Brunner stimmt in seiner Akzentuierung der legitimen Fehde mit den etwa gleichzeitig, 1938/39 erschienenen Arbeiten Friedrich von Klockes überein. Die geschichtliche Sichtweise beider ist ständisch-konservativ auf den Adel konzentriert. (In Westfalen wurde sie durch Luise von Winterfeld kritisiert.) Dementsprechend akzentuiert Brunner die Herrschaft des Rechts, das auf dem Konsens der Grundherren beruht. In diesem Punkte nähert er sich den Vorstellungen Fritz Kerns vom guten alten Recht und denen Theodor Meyers vom Personenverbandsstaat, weniger den Vorstellungen Mitteis' von der Wirksamkeit der personalen Bindungen des Lehnrechts. Dementsprechend wendet Brunner sich gegen von Belows Auffassungen vom Staat des Mittelalters. Er hebt für die ältere Zeit die Feudalisierung des Reiches und die "germanische Treue" hervor. Letztere sieht er als den Kern des Verhältnisses von Bauern und Grundherrschaft, Stadtgemeinde und Stadtherrn, Landvolk und Landesherrn, Reichsständen und König an und

stellt am Schluss - in den Auflagen nach 1943 getilgt - einen Zusammenhang zu politischen Begriffen des "Dritten Reiches", zu Führung und Volksgemeinschaft, her.* Was als Brunners Leistung bleibt, ist eine Verbindung von Begriffsgeschichte und strukturierender Verfassungsgeschichte.

* Vgl. Otto Gerhard Oexle, Sozialgeschichte - Begriffsgeschichte - Wissenschaftsgeschichte. Anmerkungen zum Werk Otto Brunners. VSWG 71, 1984, 305-341.

Die Betrachtungsweise Otto Brunners weiter zu relativieren mag ein Blick nach Frankreich geeignet sein. Marc Bloch hat in seinem etwa gleichzeitig (1939) mit Brunners Buch "Land und Herrschaft" erschienenen Werk "La société féodale" ein vielfältigeres und demokratischeres Bild der agrarischen Gesellschaft entfaltet. Er beschränkte sich nicht auf ein enges Territorium, sondern suchte von vornherein die europäische Weite. Sein Geschichtsbild konzentriert sich nicht auf den Adel und das Landrecht, sondern es erfasst den Feudalismus im weiten Sinne, auch die bäuerlichen Unterschichten. Dazu passt sein von mir eingangs zitiertes Schlusswort, das den Widerstand gegen missbräuchliche Herrschaft betont - ein Gesichtspunkt, der in den Arbeiten Fritz Kerns und Heinrich Mitteis' im Blick war, aber bei von Below und Brunner verblasste, wenn auch nicht völlig verschwand.

Aus meinen Andeutungen zur Verfassungsgeschichte in Deutschland zwischen Georg von Below und Otto Brunner mögen Sie das politische Spektrum entnehmen, in dem sie sich bewegte, ein im ganzen konservatives Spektrum, das nur zwischen Monarchismus und ständischem Konservativismus schwankte, das republikanischen, demokratischen Auffassungen nach dem Beispiel Marc Blochs keinen Spielraum ließ. Noch um 1950 überwog in den Arbeiten deutscher Historiker die Betonung der Adelsherrschaft, ich nenne nur die Namen Heinrich Dannenbauer, Walter Schlesinger, Karl Bosl und Gerd Tellenbach.

#

4. Zeitgeschichtliche Beziehungen des Mittelalterbildes

Im vierten Abschnitt meines Vortrages möchte ich, zusammenfassend und ergänzend, zeitgeschichtliche Beziehungen des Mittelalterbildes, das heißt Beziehungen zur jeweiligen politischen Situation, knapp herstellen. Die politischen Situationen seien mit den Stichwörtern spätes Kaiserreich, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg und die ersten Jahre nach ihm angedeutet. Doch werde ich nicht chronologisch, sondern nach geschichtlichen Themenkreisen zu gliedern suchen. Denn in der Regel zeigt sich eine Kontinuität ideengeschichtlicher Elemente, die vom 19. Jahrhundert zur Mitte des 20. Jahrhunderts führt. Freilich erscheinen die Elemente zu verschiedenen Zeiten teils unterschiedlich gewichtet. Zu warnen ist jedenfalls davor, ideengeschichtliche Elemente zu eng mit einer der erwähnten politischen Phasen zu verbinden, also zum Beispiel aus der Tatsache, dass ein Begriff oder Gedanke, der auch im nationalsozialistischen Schrifttum vorkommt, in Veröffentlichungen eines Historikers verwendet wird, zu schließen, dieser sei nationalsozialistisch beeinflusst oder ein Nationalsozialist gewesen. Hier geht es mir nicht um weltanschauliche Zuweisungen, auch nicht um biographische Studien über einzelne Historiker. Doch scheint es mir unerlässlich, für die Zeit des nationalsozialistischen "Dritten Reiches" typische Möglichkeiten des Verhaltens und Erleidens, wie sie an den Lebensläufen von Mittelalterhistorikern zu beobachten sind, zu erwähnen. Es gab - vermutlich besonders häufig - den scheinbar unpolitischen Rückzug auf die quellenkritischen Fundamente der mittelalterlichen Geschichte. Es gab - soweit ich sehe, selten - die eifrige bis übereifrige Anpassung. Es gab - weniger selten - die vorsichtige Annäherung, das dosierte Zugeständnis und, von ihm allein aufgrund geschichtswissenschaftlicher Veröffentlichungen kaum zu sondern, die unterschwellige, ideengeschichtlich zu verstehende Affinität. Es gab andererseits kritisches bis oppositionelles Verhalten, verbunden mit Emigration, Verzicht auf den Beamtenstatus, vorzeitiger Versetzung in den Ruhestand oder Entlassung aus dem Beamtenverhältnis, auch mit Auslandsreiseverbot, und es gab schließlich die Mittelalterhistoriker, die als Juden verfolgt, zur Emigration gezwungen oder in Konzentrationslagern ermordet wurden. Beispiele sind Franz Borkenau, der 1933 emigrierte, Hans Liebeschütz, der in Berlin noch bis 1939 ausharrte, und Agathe Lasch, die 1934 als Professorin der Universität Hamburg entlassen wurde und deren Spuren sich in einem Konzentrationslager verlieren. Erwähnt sei auch, da ich mehrfach den französischen Historiker Marc Bloch zum Vergleich heranzog, dass er während des Zweiten Weltkrieges, in der Zeit der deutschen Besetzung Frankreichs, als Mitglied der Résistance 1944 erschossen worden ist. -

Doch nun zu den zeitgeschichtlichen Beziehungen einiger geschichtlicher Themenbereiche!

- Monarchie und Führerprinzip

Das Beispiel von Belows (1914) ließ die Übersteigerung der Monarchie erkennen. Diesem Denkmodell entspräche die Betonung des Führers im Verhältnis zur Gefolgschaft oder des Führers im Verhältnis zum Volk.

- Adel und Stände

Ihre Betonung kann sowohl auf die konstitutionelle Monarchie hinlenken als auch, abgelöst von ihr, auf eine ständisch-konservative Gesellschaftsordnung. Beispiele für ein an der konstitutionellen Monarchie orientiertes Denken sind Hans Spangenberg (Vom Lehnstaat zum Ständestaat, 1912) und Fritz Kern (Gottesgnadentum und Widerstandsrecht, 1914). Während und nach dem Ersten Weltkrieg (1916/20) reduzierte Kern den monarchischen Aspekt und näherte sich mit der Konzentration auf das gute alte Recht und seine herrschaftsbeschränkende Wirkung einer ständisch-konservativen Position. Dieser Position, jedoch mit der aus dem Lehnrecht sich ergebenden stärkeren Einbeziehung des Führertums, steht Heinrich Mitteis in seinen Vorstellungen vom Lehnsstaat (1933/1940) nahe. Otto Brunner wahrt, indem er (1939) anstelle des Wortes Führer den Ausdruck Führung verwendet, zum monarchischen Prinzip Distanz, ist, wie auch seine Übersteigerung der adligen Grundherren zum Land erkennen lässt, Anhänger eines ständisch-konservativen Denkmodells.

- Volk, Nation und Rasse

Volk, in unklarer Vermischung mit Nation, geht in psychisierter Form in Lamprechts Volksseele ein (besonders seit 1891). Aus ständisch-konservativer Sicht betont Otto Brunner (1939) die Volksgemeinschaft. Der Abgrenzung zwischen Nationen, aber auch der Differenzierung der Grenze dienen Arbeiten über die deutsch-französische Sprach- und Kulturgrenze (seit 1926/1931), über die Frage: Karl der Große oder Charlemagne? (1935) und über den Begriff deutsch (seit 1936); hervorgehoben seien die Namen Franz Steinbach, Franz Petri und Leo Weisgerber. Der rassische Aspekt tritt in der Überbetonung der Germanen, besonders der Nordgermanen hervor (zum Beispiel Alfons Dopsch seit 1918, Erna Patzelt seit 1932), auch in der Unterschätzung der Araber (durch den belgischen Historiker Henri Pirenne seit 1922, ins Deutsche übersetzt seit 1940). Im Antisemitismus steigert der Rassismus sich zu tödlicher Konsequenz. Konnte noch 1935 die "Geschichte der Juden in Deutschland" von Ismar Elbogen erscheinen, so vermehrte zwischen 1938 und 1943 Erich Keyser in den drei Auflagen seiner "Bevölkerungsgeschichte Deutschlands" die antisemitischen Züge; und von 1937 an wurden in

Monographien Themen wie "Wucher und Wucherrecht der Juden", "Die Entwicklung der Rechtseinrichtung des Ghettos" und "Die jüdische Sonderrechtsstellung" aus nationalsozialistischer Sicht abgehandelt. - In den Zusammenhang Volk und Rasse fügte sich auch die Genealogie ein, die seit 1900 rasch aufblühte. In ihr ging die Absicht zunächst dahin, die Gliederung des Volkes in Familien zu erfassen, ohne Begrenzung auf den Adel. Seit 1903 erschienen die "Familiengeschichtlichen Blätter. Zeitschrift zur Förderung der Familiengeschichtsforschung für Adel- und Bürgerstand", seit 1904 die "Heraldisch-Genealogischen Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter". In demselben Jahr wurde in Leipzig die "Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte" eingerichtet. Erst später, seit 1912, traten biologisch-vererbungswissenschaftliche Sichtweisen hinzu und verstärkten sich unter der nationalsozialistischen Herrschaft. Seit 1933 gab es eine Reichsstelle für Sippenforschung beim Ministerium des Innern, daraus ging das Reichssippenamt hervor, das bis 1945 bestand - mit Auswirkungen auch auf die Geschichtswissenschaft.

- Imperialismus und Kolonialismus

Die über den Nationalismus hinausgreifende Großmacht- und Kolonialpolitik, die das Deutsche Reich um 1900 betrieb, wirkte auf das Mittelalterbild stark ein. Politische und wirtschaftliche Expansion erschien in der Geschichte des abendländischen Europa nun leicht als ein natürlicher Vorgang. Expansionsdrang konnte sich wie eine ansteckende Krankheit von einem Reich auf ein anderes ausdehnen. So meint Otto Hintze (1929) in seinem Versuch, die Entstehung des Feudalismus zu erklären, das fränkische Reich, als Nachbar des römischen Reiches, sei einem überstürzten Imperialismus verfallen. - Besonders deutlich treten die expansiven Züge in der Geschichte der Hanse und der Ostsiedlung hervor.* Die Geschichte der Hanse, im späten 19. Jahrhundert zunächst aus nationalistischer Sicht, mit deutsch-dänischen und deutsch-russischen Oppositionen, betrieben, wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die Geschichte einer Seemacht umstrukturiert. 1915 erschien die "Geschichte der deutschen Seeschifffahrt" von Walther Vogel. Sie behandelt in ihrem umfangreichsten Teil, auf etwa 400 Seiten, die Hansezeit. Vogel sieht die Seehandelspolitik vor allem unter dem Aspekt des wagemutigen Kaufmanns; die durch ihn repräsentierte wirtschaftende Gesellschaft soll gegen den Staat möglichst weitgehend abgegrenzt sein. Deutlicher wird der nationale Bezug in Dietrich Schäfers Buch "Die deutsche Hanse", das zuerst 1903 erschien und noch in der Weimarer Republik (1925) und in nationalsozialistischer Zeit (1943) aufgelegt wurde. Auch da wird betont, die deutsche Hanse habe das Verdienst, dem "kaufmännischen und seemännischen Unternehmungsgeiste, dem kühnen Wagemute" eine dauernde Stätte bereitet zu haben. Schäfer sieht darüber hinaus die Hanse als eine Vorstufe des Imperialismus und kann sie deshalb in eine Linie stellen mit der niederländischen und mit der englischen Seegeltung; letztere sieht er zu seiner Zeit der deutschen Seemacht noch überlegen. - Die

kolonialpolitischen Beziehungen werden an der Ostsiedlung deutlicher. Zum einen wird die "Germanisierung des Ostens" im Mittelalter als ein Beispiel gesehen, angesichts dessen das deutsche Volk getrost eine Kolonialpolitik in Übersee beginnen könne (so 1885 Henry Simonsfeld, Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte). Andererseits rief 1905 der Führer des Alldeutschen Verbandes, Ernst Hasse, zum Erwerb der baltischen und polnischen Provinzen Russlands auf; unmittelbares Vorbild war ihm die "mittelalterliche deutsche Ostsiedlung". Historiker schlossen sich diesem politischen Programm an. Karl Lamprecht und Dietrich Schäfer unterstützten (1898/1913) durch Schriften den Ostmarkenverein. Und noch nach dem Ersten Weltkrieg erschien 1921 von Karl Hampe das Buch "Der Zug nach dem Osten. Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter". Mit Bedauern sah er das Scheitern der deutschen Ostexpansion im Ersten Weltkrieg. Der "Zug nach dem Osten" geht nach Hampes Meinung durch die ganze deutsche Geschichte hindurch. Wie schon 1862 Heinrich von Treitschke, sieht Hampe die Geschichte der Ostsiedlung als "Rassenkämpfe". Derartige Beurteilungen halten sich in der nationalsozialistischen Zeit, nun vermehrt um die Vorstellung von der Kontinuität einer "Ostbewegung" (Hermann Aubin 1937).

* Stadt-B_LS-11; Kolonisation_LS-2.

- nationalistische Hochstimmung und Fortschrittsglaube

In mehreren der bisher referierten Gedankengänge wird ein Grundzug deutlich, der selbst durch den Ersten Weltkrieg nicht völlig gebrochen wurde: die euphorische Meinung, dass es mit der deutschen Nation bergauf gehe, dass ein Fortschreiten in der deutschen Geschichte auszumachen sei.

- Europa und die Welt, Ideengeschichte, Krisen

Beispiele für die Öffnung zur europäischen Geschichte und zur Weltgeschichte waren Heinrich Mitteis und Otto Hintze. Wie um 1930 weitgespannte ideengeschichtliche Arbeiten sich konzentrierten, wurde schon hervorgehoben. So sei hier nur noch eines Zusammenhanges gedacht, der auch eine Öffnung zur Weltgeschichte und eine Stärkung der Ideengeschichte bedeutete: Nach den Weltkriegen wuchs das Krisenbewusstsein. Franz Borkenau stellt den Zusammenhang aller erwähnten Gesichtspunkte am klarsten her. 1934 erschien in Paris sein Buch "Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild", das nach Rückblicken in das 13. bis 15. Jahrhundert sich der europäischen Philosophie des 16. und 17. Jahrhunderts zuwendete. Nach dem Zweiten Weltkrieg studierte er die Entstehung des Abendlandes - auch in Auseinandersetzung mit Spengler und Toynbee, die nach dem Ersten Weltkrieg die Kategorie des Verfalls von Kulturen in den Blickpunkt gerückt hatten. (Borkenaus Fragmente sind posthum unter dem Titel "Ende und Anfang" erschienen.) - Auch die Kulturgeschichte krisenhafter Zeiten gewann nach

den Weltkriegen an Gewicht. Willy Andreas bemerkt 1932 im Vorwort zu "Deutschland vor der Reformation":

"Es ist der schmerzliche Vorzug einer Generation, die so viel gekämpft und gelitten hat wie die meine, dieses Stück Geschichte heute innerlicher begreifen zu können als irgendeine andere. Die ungeheuren Erlebnisse des Weltkrieges und des Zusammenbruchs, die uns mit all ihren Folgeerscheinungen die tiefe Fragwürdigkeit des Lebens und aller menschlichen Einrichtungen gelehrt haben und immer wieder Abgründe vor uns aufreißen, vielleicht auch ungeahnte Lebensmöglichkeiten, dies alles hat uns eine seelische Weiträumigkeit gegeben, die uns gestattet, aus der Krisenhaftigkeit der eigenen wie der allgemeinen Existenz heraus vergangenes Leben bis in seine gefährlichsten Tiefen hinein nachzufühlen [...]."

Übrigens erschien um diese Zeit, 1935, auch Wilhelm Abels Buch "Agrarkrisen und Agrarkonjunktur in Mitteleuropa vom 13. bis zum 19. Jahrhundert". Will-Erich Peuckerts Werk "Die große Wende", 1948 veröffentlicht, wurde schon 1938 begonnen, aber erst am Ende des Zweiten Weltkrieges abgeschlossen.

#

Ausblick; Die Veränderungen nach 1950

Noch knapper möchte ich versuchen, die Veränderungen des Mittelalterbildes nach 1950 zu skizzieren. Ich lehne mich an die Gliederung des Hauptteils an. Im ganzen werden die aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überkommenen Methoden und Themen beibehalten. Nur einige, durch ihre Nähe zum Nationalsozialismus diskreditierte Meinungen verschwinden oder treten doch allmählich in den Hintergrund, so extrem rassistische und nationalistische Töne, so die Heroisierung der Träger der deutschen Ostexpansion. Neuere Hilfsmittel zum Geschichtsstudium entstanden erst seit den 1950er Jahren.

Im Einzelnen lässt sich zu den im Hauptteil verwendeten Gesichtspunkten bemerken:

1. Die Methoden der Kritik schriftlicher Quellen wurden beibehalten, aber nicht prinzipiell weiter entfaltet. Hervorzuheben ist jedoch der Versuch Herbert Grundmanns, die Geschichtsschreibung nicht allein unter dem Aspekt der Quellenkritik, sondern auch unter dem Aspekt literarischer Gattungen zu sehen. Neben der Kritik schriftlicher Quellen, die eher stagnierte, blühte die Mittelalterarchäologie auf (zum Beispiel in Haithabu und Lübeck).
2. Die Kulturgeschichte setzt sich als Ideengeschichte und als Geschichte von Oberschichten fort; aber sie wird durch eine stärkere Hinwendung zu den Mittel- und Unterschichten, wie sie im historischen Materialismus und teils in der Geschichte des Alltags angestrebt wird, und durch intensiver betriebene Wirtschafts-, Regional- und Stadtgeschichte ergänzt. Anstelle des Ausdrucks Kulturgeschichte tritt der Begriff Sozialgeschichte (auch Geschichte des Alltags, der Mentalitäten) in den Vordergrund. Die Sozialgeschichte bezieht auch europäische Aspekte ein. Das Verhältnis der Sozialgeschichte zu den systematischen Sozialwissenschaften wird zunehmend als Problem erörtert. Das Nebeneinander, teils auch die Auseinandersetzung, zunehmend aber auch das Miteinander der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik vermehrt und weitet Fragestellungen und Themen. Ich weise nur auf die Beschäftigung mit Unterschichten und mit Phasen des Feudalismus hin. Quantifizierende Methoden dehnen sich auch in der mittelalterlichen Geschichte aus; aber auch die Ideengeschichte erlebt eine Renaissance, angeregt wie auch die Geschichte des Alltags unter anderem durch die Rezeption der Arbeiten französischer Historiker.

3. Die Verfassungsgeschichte wird in der Bundesrepublik Deutschland meist auf Distanz zur Wirtschaftsgeschichte gehalten, geht gleichwohl in größere sozialgeschichtliche Zusammenhänge ein. Nicht zuletzt eine unterschwellige Auseinandersetzung mit dem historischen Materialismus begünstigt, die Institutionen überzubetonen und innerhalb der Gesellschaft in der Tradition des 19. Jahrhunderts Verfassung zu akzentuieren. So schlägt Walter Schlesinger vor, die Sozialgeschichte als Verfassungsgeschichte zu bezeichnen, so ersetzt Otto Brunner den von ihm propagierten Ausdruck Sozialgeschichte später durch Verfassungs- und Sozialgeschichte.*

* Otto Brunner, Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 1968.

4. Zeitgeschichtliche Bezüge des Mittelalterbildes sind in zweierlei Hinsicht auszumachen. Es gibt eine in der Tradition von Jacob Burckhardt bis zu Otto Brunner stehende Betonung von Oberschichten und von elitären Bündeln, so weiterhin bei Otto Brunner und bei Arno Borst. Und es gibt, analog zu dem eingangs mehrfach erwähnten französischen Historiker Marc Bloch, kritische Einstellungen gegenüber Ballungen von Herrschaft und Reichtum, Betonungen des Widerstandes gegen ungerechte oder als ungerecht empfundene Herrschaft, zum Beispiel in Untersuchungen über Aufstände und über Unterschichten in Städten, ohne dass in dieser Frage Abgrenzungen zwischen der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland und der in der Deutschen Demokratischen Republik noch von zentraler Bedeutung wären, so bei Karl Czok und in späten Schriften von Erich Maschke. Die Mehrzahl der auf das Mittelalter ausgerichteten Historiker bewegt sich zwischen diesen deutlich erkennbaren Positionen, auf dem soliden Fundament tradierter historischer Methoden sich neueren Geschichts- und Sozialtheorien eher verweigernd. (Auch in der Deutschen Demokratischen Republik ist der historische Materialismus teils nur oberflächlich rezipiert worden.) Dies schließt nicht aus, dass aktuelle oder aktualisierbare Fragestellungen aufgenommen werden; zum Beispiel ist eine vermehrte Hinwendung zum Thema Friedenswahrung und zu Formen der Bildung politischen Konsenses auszumachen. Die seit den 1950er und 1960er Jahren über erkenntnistheoretische Probleme hinaus verstärkte Einbeziehung von Theorien in die geschichtswissenschaftliche Arbeit hat jedenfalls deutlichere Spuren in der neueren Geschichte hinterlassen.* Am leichtesten wirkt die Theoretisierung der Geschichtswissenschaft in der mittelalterlichen Geschichte im Anknüpfen an die typologischen Methoden Max Webers und Otto Hintzes und im differenzierteren Umgang mit historischen Begriffen. Die Problematisierung historischer Begrifflichkeit, wie sie nicht zuletzt Otto Brunner seit 1939 versucht hat, wird über ihn hinaus zum Problem. Die Notwendigkeit, über eine quellennahe Begrifflichkeit zu einer der jeweiligen Gegenwart verständlichen Begrifflichkeit zu gelangen, ist im Zusammenhang neuerer hermeneutischer Überlegungen deutlicher ins Bewusstsein getreten. Hatte Otto Brunner die Begriffe Staat und Gesellschaft in ihrer Anwendung auf das Mittelalter problematisiert, so wird nun etwa der von Brunner beibehaltene Begriff

Grundherrschaft wachsend zum Problem - ein Begriff, den schon Georg von Below in seiner Auseinandersetzung mit patrimonialstaatlichen Vorstellungen des frühen 19. Jahrhunderts kritisiert hatte. Nun wird, etwa in einer 1983 erschienenen Publikation über die Grundherrschaft im späten Mittelalter erneut betont: Der Begriff Grundherrschaft schließe sich einem Sprachgebrauch des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts an und übersteigere ihn zu einem gesellschaftspolitischen Konzept, in dem Grundbesitz und politische Herrschaftsfunktionen verbunden erscheinen.**

* Historik-B/.

** Klaus Schreiner, in: Hans Patze (Hg.), Die Grundherrschaft im späten Mittelalter, Bd. 1, 1983 (Vorträge und Forschungen 27), 11-74.

Es ist zu wünschen, dass aus solchen Problematisierungen historischer Begrifflichkeit und auch aus einer bewusst typisierenden Geschichtswissenschaft neue Impulse auch für die Erforschung und Darstellung des Mittelalters hervorgehen und dass der Mut, Geschichts- und Sozialtheorien zur Strukturierung mittelalterlicher Geschichte einzusetzen, wächst - ohne dass das solide quellenkritische Fundament der mittelalterlichen Geschichte verlassen würde - und dass so die mittelalterliche Geschichte ihren Beitrag zu emanzipatorischen Bemühungen des Menschen verstärkt, zu Bemühungen, die auf die Befreiung aus dumpfen Abhängigkeiten zielen und auf theoretische und letztlich auch praktische Entscheidungen zur Annäherung an eine Gesellschaft und an eine Menschheit, in der ein politischer Grundkonsens aller Sozialgruppen möglich ist und gilt.

Diese Datei wurde zuletzt am 24.06.2014 geändert.

© Gerhard Theuerkauf